Biblioteka Uniwersytetu Gdańskiego
F-1
CIII1331

Der Deutsche im Osten

Jahrgang 2 April 1939 Heft 2

Postversandort Berlin

INHALT

		Seite
Karl Hans Fuchs:	Adolf Hitler und der Osten. — Zum 50. Geburtstag des Führers am 20. April 1939	3
Wolfgang Federau:	Gott haucht ihn an . . ., Gedicht	8
Richard Frick:	Memelwillkür — Memelfreiheit. Der Leidensweg der Memeldeutschen und ihre Befreiung	9
Franz Lüdtke:	Erfüllung, Gedicht	14
Kurt Vorbach:	Böhmen und das Reich. Geschichtsentwicklung und räumlicher Zusammenhang	15
Hermann Sudermann:	An die Österreicher, Gedicht	25
Erich Maschke:	Hermann von Salza und der deutsche Ostraum 1239/1939. Zum 700. Todestage des Hochmeisters	26
Franz Lüdtke:	Bartholomäus Blume, Bürgermeister von Marienburg, Ballade	32
Franz Lüdtke:	Der Hochmeister stirbt, Skizze	33
Karl-Heinz Fenske:	Das Judentum in Osteuropa. Ein wissenschaftlicher Beitrag zur Erkenntnis des Judenproblems	36
Alfred Hein:	Osterlohe, Erzählung	50
Kurt Kuberzig:	Spruch für mein Haus, Gedicht	52
Franz Lüdtke:	Selbstdarstellung („Dichter des Ostens")	53
Ernst Frieböse:	Der Glückskahn, Gedicht	58
Paul Abramowsky:	Kulm („Städte im Osten" 9. Folge)	59
Volk und Raum im Osten	Polen und die Machtstärkung Großdeutschlands (Ass.) — Das Ende der Tschechoslowakei. — Du mußt wissen, daß . . .	62
Anzeigenteil		76

Die Bildvorlagen sind von:

Presse-Illustrationen Heinrich Hoffmann, Seite 1, 4, 6, 17; Foto Sönnke, Danzig 5, 7, 11; Karl-Heinz Fenske, Bromberg 39, 41, 45, 49; BehringOranienburg 53; Stadtmuseum, Danzig, Kunstdrucktafel I; Dr. Niels von Holst, Kunstdruck II; Eigenes Archiv, Kunstdrucktafel III; Stoedtner, Berlin, Kunstdrucktafel IV und V.

Das Titelbild auf Seite 1 zeigt den Führer während seiner Rede auf der Befreiungsfeier vor der Wiener Hofburg (Photo Heinrich Hoffmann).

Einbandentwurf: Prof. F. A. Pfuhle, Danzig.

Wertvolle aus **holzner** **Heimatbücher** dem **Verlag, Tilsit**

Papendick: Deine Söhne, Land im Osten (Ostpreußengeschichten) .... RM. 2,80
Ruth Geede: Nehrungsleute (Erzählung von der Kurischen Nehrung) .. RM. 2,80
Haff und Schilf (Das Bilderbuch vom Kurischen Haff) ..... RM. 4,80

Verlangen Sie den Prospekt wertvoller Heimatbücher in Ihrer Buchhandlung oder direkt vom Holzner-Verlag Tilsit.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50 (DG. 1,50). Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— viertelj.).

Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 2 | April 1939 | Heft 2

Uniwersytetu Gdańskiego
Biblioteka
C III 1331

D 62/61/38 n.
1 vd. 20,00

Adolf Hitler und der Osten

Zum 50. Geburtstag des Führers am 20. April 1939

Als sich die Flugmaschine Adolf Hitlers im April 1932 über Deutschland erhob, um den Führer zum schwersten Abschnitt seines Kampfes um die Macht in alle Gaue des Reiches zu tragen, richtete sie ihren Kurs auch gen Osten nach Elbing und Königsberg. Dort im Norden, in der östlichsten Provinz des Reiches erreichte der entscheidende Wahlkampf des April 1932 seinen Höhepunkt. Adolf Hitlers mächtiger Appell an die Seele des deutschen Volkes, den morschen Bau des republikanischen Systems durch einen gewaltigen Ansturm seines Lebenswillens hinwegzufegen, hatte die Herzen der Ostpreußen, die ihm mit absoluter Mehrheit ihre Stimme gaben, erfaßt. Dort wurde der Freiheit eine Gasse gebahnt, deren Flammenzeichen nun nach sieben Jahren, in diesem Frühjahr 1939, von den Grenzhöhen des Ostens im Süden an der Donau und der March und hoch im Norden an der Memel auflodern, um eine neue Morgenröte des Wiederaufstiegs auch im Osten zu begrüßen.

„Die masurische Offenbarung" hat der Reichspressechef Dr. Otto Dietrich dieses ostpreußische Kampferlebnis genannt. „Während des zweiten Deutschlandfluges überflogen wir, von Schlesien kommend, den Korridor an jener vorgeschriebenen Stelle bei Bütow. Zur Linken ragt die Danziger Marienkirche, das steinerne Wahrzeichen des unzerstörbaren Deutschtums dieser alten Hansestadt, aus den tiefen Wolken; zur Rechten ruft die Marienburg die stumme Anklage über die Nogat hinüber in das geraubte Land. Herrlich steht am Ufer das stolze Schloß des Deutschen Ritterordens, daran erinnernd, daß schon vor 600 Jahren das Ostland durch Deutsche urbar gemacht und mit Deutschen besiedelt wurde" — so schildert Dr. Dietrich den Flug, der den Führer nach Ostpreußen und Masuren brachte. „In schlechten Autos und auf noch schlechteren Straßen nahm des Führers Triumphfahrt durch das Masurenland ihren Anfang. Viel hatten wir schon an Jubel und Begeisterung erlebt. Aber hier trat uns etwas bisher Ungewohntes entgegen. Auf den Fahrten durch das Reich spürten wir trotz aller Sympathie und Anhänglichkeit doch den inneren Widerstand abweisender oder verhetzter Volksgenossen, wir sahen neben grüßenden Händen geballte Fäuste und haßverzerrte Gesichter. Hier aber, in den masurischen Grenzgebieten, hatte Adolf Hitler schon bei der ersten Reichspräsidentenwahl die absolute Mehrheit hinter sich. Auf dieser Fahrt aber schien es uns, als stünde das ganze Masurenland unter dem Hakenkreuz. Hier war der ärmste Sohn des Volkes auch der getreueste. Hakenkreuze an allen Bäumen der Landstraße, Hitlerbilder an allen Häusern, und Girlanden und Ehrenpforten an allen Dorfeingängen; Hoffnung und Hingabe überall! Wo auch der Führer nahte, war der letzte Mann, war die letzte Frau in Bewegung. Menschenmauern an allen Straßen. Uralte Mütterchen, auf deren verhärmten Gesichtern die bitterste Armut geschrieben stand, hoben zum Gruß die Arme. Wo wir anhielten, reichten die Frauen dem Führer ihre Kinder zu. Tränen der Freude und Rührung. Diese unvergeßliche Fahrt durch Masuren in einer Zeit, da die Bewegung noch im härtesten Kampf um ihre Geltung stand, war zugleich eine unerhörte Stärkung der seelischen Kraft und des Widerstandsgeistes dieser Grenzbevölkerung. Hier, in diesem bedrohten, armen Lande, das den Führer niemals gesehen hatte, hatte die nationalsozialistische Idee am tiefsten Wurzel geschlagen." [1])

[1]) Otto Dietrich: Mit Hitler in die Macht. München 1938. Seite 89 f.

In den gleichen Tagen des Jahres 1932 hatten auch die Nationalsozialisten Danzigs die Freude, den Führer auf dem Boden ihrer Heimat zu begrüßen. Der Gauleiter von Danzig, Albert Forster, hat dieses nur wenige Minuten dauernde Erlebnis geschildert[2]). „. . . Es war begreiflich, daß die Kunde von der Landung des Führers in Danzig, von der wir erst kurz vorher erfahren hatten, die ganze Danziger Bevölkerung aus dem Häuschen brachte. War es doch das erste Mal, daß der Führer Danziger Boden betrat. Bald waren der größte Teil der Danziger SA., SS., Hitlerjugend, Parteigenossenschaft und eine riesige Menschenmenge auf dem Wege zum Flughafen. Alle wollten sie den Führer sehen. Die Straßenbahn mußte Sonderwagen einstellen, um die Massen zu befördern. In der Eisenbahn und im Autobus drängten sich die Menschen. Gegen zwei Uhr war die Landung angekündigt. Aber schon um elf Uhr umsäumten Tausende und aber Tausende das Flugfeld. Die Schutzpolizei hatte alle Hände voll zu tun, um die Massen zurückzuhalten. Alles stand in größter Erwartung und schaute gen Himmel, ob nicht bald die Maschine des Führers zu sehen wäre. Endlich tauchte ganz in der Ferne am Horizont ein Flugzeug auf, rollte in wenigen Minuten auf dem Felde an und Tausende und aber Tausende riefen „Heil Hitler!" Die Begeisterung kennt nun keine Grenzen mehr. Die Maschine hält. Allen Menschen stockt unwillkürlich der Atem. Jetzt entsteigt der Führer der Kabine. Unter endlosem Jubel begrüßt er die anwesenden politischen Leiter, SA.- und SS.-Führer und schreitet die Front der SA., SS. und Hitlerjugend ab. Man sieht es dem Führer an, daß er über den Empfang in Danzig außerordentlich erfreut ist. Es bewegt ihn sicher eigenartig, daß er ausgerechnet im abgetrennten Danzig, das seinen schweren Kampf um das Deutschtum zu kämpfen hat, SA. und SS. in Uniform sieht, während unsere

[2]) Forster-Loebsack: Das nationalsozialistische Gewissen in Danzig. Danzig 1936 S. 91 ff.

Der Führer und Gauleiter Koch in Königsberg 1932

1932: Adolf Hitler in Danzig während einer Zwischenlandung auf dem Deutschlandflug.

Formationen im Reich durch das Verbot der Herren Severing und Genossen keine Uniform tragen dürfen. Nach wenigen Minuten Aufenthalt verabschiedet er sich wieder, steigt in sein Flugzeug und unter den Heilrufen Tausender hebt sich die Maschine, fliegt noch eine Runde über das Feld und entschwindet dann in Richtung Elbing. Glücklich und innerlich zufrieden ziehen die Tausende wieder nach Hause, mehr noch als bisher erfüllt von dem Glauben, daß der Mann, dem sie nun auch einmal in die Augen schauen konnten, allein der Retter Deutschlands sein kann. Der Besuch des Führers hat diesen Dienstag, den 5. April 1932, zu einem bleibenden Erinnerungstag für die Danziger Nationalsozialisten gemacht." —

Es ist nicht von ungefähr, daß wir diese äußeren Vorgänge an den Anfang eines Aufsatzes stellen, der „Adolf Hitler und der Osten" überschrieben ist, anstatt aus dem Buch des Führers und seinen Reden oder den maßgeblichen Äußerungen anderer Persönlichkeiten seine Stellung zu den Problemen des Ostens herauszuschälen. Gewiß wäre darüber manches zu schreiben, manche grundsätzliche Lehre auch für die Zukunft zu ziehen, die dem Deutschtum im Osten noch viele schwere Aufgaben vorbehalten hat. Doch die Theorie ist nicht entscheidend, wenn man Weg und Taten des Führers betrachtet. Hier gilt zuerst und zuletzt das Erleben. Und in diesem Erleben gibt es keine Zufälligkeiten. Leicht könnte man die entscheidenden Kampftage des Jahres 1932 als einen nur zufällig herausgehobenen Teil des alle deutschen Gaue umfassenden Kampfes um die Macht bezeichnen. Vielleicht könnte man auch darin noch einen Zufall erblicken, daß der Führer im März 1933 wieder von Ostpreußen aus die letzte Aufforderung an das deutsche Volk richtete, seine ihm vom greisen Generalfeldmarschall übertragene Kanzlerschaft zu bestätigen. Wer es aber damals noch nicht erfaßt hatte, der wird es im vorigen Jahre empfunden haben, als der Führer nach der Befreiung Öster-

reichs erneut von der nordöstlichen Grenzfeste Königsberg aus den Feldzug um die Zustimmung seines Volkes beendete. Da wurde es endgültig klar, daß es auf dem Wege, den der Führer seit 1918 gegangen ist, keine Zufälligkeit gibt, sondern daß jeder seiner Schritte und Taten — bewußt oder unbewußt — in den Zusammenhang eines höheren, einheitlichen Sinnes gehört.

So erlebten wir 1938 als das Jahr des deutschen Ostens. Wir erkannten, daß alle Handlungen der vorhergegangenen fünf Jahre — Wehrpflicht, Luftwaffe, Saarbefreiung, Rheinlandeinmarsch — nur Abschluß und Vorbereitung waren zur Befreiung der Ostmark und des Sudetenlandes. Auf den Grundsteinen des großdeutschen Reiches, die im vorigen Jahre gelegt waren, entstand dann der Weiterbau, dessen Fortsetzung wir in diesem März erlebten. Stolz wehte die Standarte des Führers auf der alten Königsburg in Prag, dem Hradschin, als ein Symbol nicht nur der deutschen Macht, sondern zugleich eines neuen Zusammenlebens mit den kleinen Völkern des Ostens. Und, gleichsam wie von der Vorsehung gefügt, schloß sich im gleichen Monat der Kreis nach dem Nordosten. Die nordöstliche Grenzfeste des Reiches erhielt in Memel die ihr seit altersher zugehörige Bastion zurück. Auf den Wegen des preußischen Freiheitskampfes gegen Napoleon zogen die deutschen Truppen über den Memelfluß, während die Rauchfahnen der Kriegsschiffe die Zeichen einer stolzen Ostseeherrschaft an den Meereshimmel zeichneten.

Der Führer gehört dem ganzen Volk, dem ganzen Reich und allen seinen Landen, nicht nur allein dem Osten. Und doch hat das Deutschtum im Osten von Süd bis Nord, ein besonderes Recht, ihm an seinem 50. Geburtstag zu danken, denn der Osten ist eine Sache des ganzen Reiches. Darum lautet unser Gelöbnis: Ostdeutscher sein, heißt Großdeutscher sein!

Karl Hans Fuchs.

Der Führer und Konrad Henlein in Breslau

Der Führer im befreiten Memelland
rechts: Dr. Neumann, der Führer der Memeldeutschen

So sehen wir heute, umwittert von den großen Geistern der Marienburg, das deutsche Schicksal sich gestalten in der Überzeugung, daß nicht der nüchterne Doktrinär das Leben bilden kann, sondern daß der blutechte große Träumer zugleich auch der lebensnaheste Tatsachenmensch sein kann, und daß das einzigartige Glück, einen großen Träumer und Tatmenschen als Führer zu sehen, nicht unbenutzt am heutigen Geschlecht vorüberziehen darf, sondern daß dieser seltene Segen von der deutschen Nation mit aller Herzenskraft ausgewertet wird, so daß der Seher die Möglichkeit einer Staatsgestaltung erhält, die gefertigt in der Form, unerschütterlich in ihrem Weltanschauungskern, immer wieder die politische Führerauslese aus dem deutschen Volke erzieht und damit endlich einmal der jahrhundertealten Sehnsucht nach einem Tausendjährigen Reich Deutscher Nation als Ergebnis des Strebens der großen Träumer unserer Geschichte die Erfüllung schenkt.

Alfred Rosenberg

Aus der Rede im großen Remter der Marienburg vom 30. April 1934.

Gott haucht ihn an . . .

Wir Vielen sind nur Ton in Gottes Hand,
die spielend formt und spielend läßt entgleiten.
Wir gelten nichts im Angesicht der Zeiten
und hinterlassen keine Spur im Sand.

Wir leben kurz in einer ew'gen Welt.
Und hinter Last und Werk und Spiel und Tänzen
ahnen wir dunkel jene engen Grenzen,
die unserm flücht'gen Dasein sind gestellt.

Wir ahnen sie und leben dennoch gern,
den Blumen gleich, den Astern und den Nelken,
die prunkend blühn und ohne Trotz verwelken
und lautlos untergehen wie ein Stern . . . .

Doch manchmal bildet anders Gottes Hand!
Was er dann formt, mit Andacht und mit Liebe,
das stellt er in das große Weltgetriebe
und haucht es an: da wird der Ton gebrannt!

Und es ersteht ein Mensch, der zeitlos ist.
Er ragt empor wie eines Turmes Mauer,
und was er schaffend wirkt, hat eine Dauer,
die nach Jahrtausenden sich mißt.

Gott haucht ihn an, und aus dem Ton wird Stein.
Da wird ihm Tat der andern Traumgesichte,
aus seiner Tat wächst Zukunft und Geschichte,
und unvergänglich wird sein Name sein.

Von unsern kleinen Freuden weiß er nichts.
Er dient nur opferwillig seiner Sendung.
und geht den Weg zum Ziel und zur Vollendung
vor uns einher in einem Meer des Lichts.

Wolfgang Federau

Memelwillkür – Memelfreiheit

Der Leidensweg der Memeldeutschen und ihre Befreiung

„Wir wissen, daß die Memelländer zurück nach Deutschland wollen, aber wir werden das zu verhindern wissen!" — Diese Worte wurden im Herbst 1921 zu einer memelländischen Deputation in Paris gesprochen und haben ihre Gültigkeit behalten bis zu dem 22. März dieses Jahres 1939, da man es nicht mehr verhindern konnte, daß die Memelländer nach Deutschland zurückkehrten.

Fast zwanzig Jahre liegen dazwischen. Jahre, in denen das Land und die Stadt Memel wie in einer Lethargie dumpf und in grauer Trostlosigkeit unter dem litauischen Joch dahinlebten. Die letzte Erinnerung, die jahrzehntelang aus der gleichförmigen Einöde des Daseins der Memeldeutschen herausragte, war jener graue Wintertag, an dem das von den „Siegermächten" begonnene Unrecht der Abtrennung Memels seine hohnvolle Krönung durch litauische Gewalt und den schmählichen Akt einer theatralischen Kapitulation der französischen Besatzung fand.

+

Drei Jahre lang marschierten nun schon die französischen Soldaten durch diese Stadt hoch oben im Nordosten, an der Spitze des Kurischen Haffs, und wußten nicht, warum sie es eigentlich taten. Sie hatten in dieser Zeit Gelegenheit genug gehabt, mit den Bürgern ihrer Garnisonstadt zusammenzukommen, und wußten so gut wie diese selbst, daß es alles kerndeutsche Menschen waren. Sie mögen sich dann mit Kopfschütteln gefragt haben, wozu es denn nötig sei, daß dieses Land hier in einen politischen Zustand versetzt wurde, der so unverständlich und unklar war wie die Tatsache, warum sie selbst, die französischen Alpenjäger, in dieser unwirtlichen, nordöstlichen Gegend frieren mußten. Vielleicht wußte es nicht einmal ihr Oberkommissar, Pétisné, der sich wohl ebensosehr wie sie nach dem schönen, sonnigen Frankreich zurücksehnte. Dort war nun schon lange der Friede wieder eingekehrt. Schon längst war der letzte deutsche Soldat über den Rhein zurückmarschiert, während sie noch immer hier in fremdem Land in einer öden Kaserne hockten, ihre kurzen Karabiner und die Maschinengewehre ölten und putzten, um damit als Waffenträger der stolzen französischen Republik für den Ruhm der „grande nation" über die staubige Kaiser-Wilhelm-Straße in Memel zu ziehen. Wozu? —

Bestimmt wußten es die großen Politiker, die den Versailler Vertrag aufgesetzt hatten, mit dem das besiegte Deutschland für immer am Boden gehalten werden würde. Sie wußten, daß man dem ohnmächtigen deutschen Hünen nicht nur die starken Fesseln der Wehrlosigkeit und der wirtschaftlichen Versklavung anlegen mußte. Man mußte ihm auch noch große Stücke aus dem Körper reißen, um sie den ringsherum wie Raubtiere lauernden Nachbarn in die Fänge zu werfen. Damit an ewig blutenden Grenzen ewig die Saat von Haß und Hader keime. Nur in zwei Fällen war es nicht so glatt gegangen. Die Wünsche der neuerstandenen „Großmacht" Polen, das „überwiegend polnische" Danzig als Hafen zu erhalten, wurde nicht verwirklicht. Hier genügte es dem Rat der großen Vier, diese Stadt aus dem Reichsgebiet herauszureißen, ohne sie den Polen zu schenken. Und irgendwelche Bedenken muß man auch gehabt haben, als es darum ging, ob nun der anderen neuen „Großmacht", Litauen, der ein paar hundert Kilometer weiter nordostwärts gelegene deutsche Hafen Memel überantwortet werden sollte. Auch hier schienen sich damals in die Erwägungen der „Siegermächte", die sich sonst bei der Verfügung über das Schicksal von Millionen von Gerechtigkeitskomplexen nicht sonderlich belastet fühlten, doch Bedenken gemischt haben, ganz auf die litauischen Forderungen einzugehen.

So wurde denn zunächst einmal den Memeldeutschen diese französische Besatzung geschickt als Symbol der „Gerechtigkeit", der „civilization" oder — sagen wir es deutsch — des sanktionierten Wahnsinns.

Um die Jahreswende 1922/23 drängten die Memeldeutschen immer mehr darauf, nun endlich nicht weiter in diesem Zustand einer nervenaufreibenden, lähmenden Unklärheit, in diesem permanenten Übergangsstadium gelassen zu werden. Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre hatten sie das nun schon mitgemacht. Und immer dasselbe Achselzucken des Herrn Odry oder Pétisné, er wisse nichts, er handele nur nach seinem Befehl, er habe nur auszuharren auf seinem Posten, wie es ihm aus Paris befohlen werde, aber es würde schon bald der Tag der endgültigen Regelung kommen . . . — Das mußte nun endlich aufhören, die Memeldeutschen wollten wissen, woran sie waren. Schließlich waren es unter dem französischen Kommando ja auch nicht die rosigsten Tage, die sie in der 700jährigen Geschichte ihrer Stadt erlebt hatten. Es war allmählich ein Zustand der Spannung eingetreten, die ihren Ausdruck auch in der Börsenversammlung der Vertreter aller memelländischen Berufsgruppen am 6. Januar 1923 fand, in der erneut die Forderung nach klaren Verhältnissen erhoben wurde.

+

Aber nicht nur die eine Seite hielt eine Entscheidung für fällig. Auch in Kauen hatte man ja noch längst nicht die Absichten auf den Hafen Memel aufgegeben, der unbedingt doch noch der „Seemacht" Litauen in die Hände fallen mußte. Auch hier hielt man jetzt die Zeit für reif. Und so wurde denn das Spiel begonnen, mit dem man die Bedenken der Westmächte zu überwinden hoffte und auch überwand. In der zweiten Januarhälfte werden heimlich und unbemerkt litauische Soldaten, die in Zivilkleidern getarnt und mit grünen „Freischärler"-Armbinden versehen sind, gutbewaffnet in Marsch gesetzt. Sie überschreiten die memelländische Grenze zugleich von Süden, Norden und Osten. Laugszargen, Übermemel und Pogegen werden besetzt, die Bahnverbindung zwischen Memel und Tilsit unterbrochen. Oben im Norden sind Bajohren und Kollaten die ersten Ortschaften, die ihnen in die Hände fallen. Die memelländische Landespolizei, die in diesen Orten stand, konnte sich gegen die bewaffnete Übermacht nicht lange halten. Dann wird der Marsch der litauischen „Freischärler", die natürlich als eigenmächtige, vaterlandsliebende Irredenta ohne jeglichen Befehl aus Kauen handeln, ihren Marsch auf Memel fort.

Die ersten Nachrichten davon schlagen in Memel wie eine Bombe ein. Die Menschen stehen in Gruppen auf den Straßen, diskutieren in höchster Erregung und Bestürzung die neue Gefahr, die ihnen und ihrer Stadt droht, und über allem steht die bange Frage „Wird man uns helfen? Wird sich eine Macht finden, die die Litauer wieder aus unserem deutschen Land herausjagt?" — Von drüben, von Deutschland her, ist keine Hilfe zu erwarten. Also hängt das Schicksal dieser bedrohten Stadt nur noch von dem Verhalten der französischen Alpenjäger und ihres Kommandeurs ab. Ob die wohl mit allem Ernst diesen Posten zu verteidigen suchen werden, den sie lieber heute als morgen verlassen möchten? — Sie sagen es großzügig zu. Selbstverständlich, Memel steht doch unter dem sicheren Schutz der alliierten und assoziierten Mächte! Sie, als militärische Garanten dieses Schutzes, werden die litauischen Franktireurs schon hinauswerfen, die Besatzungstruppen werden bis zum letzten Mann Widerstand leisten, die Ententemächte werden Kriegsschiffe entsenden und die Besatzung verstärken! Ein ähnlich lautender Aufruf des Oberkommissars Pétisné wird in den Straßen der Stadt angeschlagen. Die Memeler sind etwas beruhigt, aber ein unbestimmtes Gefühl läßt sie ihre Sorge nicht gänzlich loswerden, sie haben schon zuviel Beugung des Rechts erfahren müssen.

Indessen rücken die Freischärler weiter auf die Stadt vor. Am 12. Januar fällt ihnen Heydekrug in die Hand und wird von einer 400 Mann starken Abteilung besetzt. Vom gleichen Tage an sind die Memeldeutschen von der Außenwelt abgeschnitten. Die Briefkästen werden nicht mehr geleert, die Eisenbahn, mit der man die

Auf der Luisenbrücke bei Tilsit am 23. März 1939
Deutsche Truppen rücken im Memelgebiet ein

Briefe befördern könnte, ist schon seit Tagen nicht mehr im Verkehr. Das nur noch 5 Kilometer von Memel entfernte Tauerlauken ist auch schon besetzt. Das „Germania"-Hotel in Heydekrug ist der Sitz einer neuen litauischen Landesregierung unter dem Präsidenten Simonaitis, der das Landesdirektorium und den Staatsrat für abgesetzt erklärt.

Währenddessen gibt Herr Kommissar Pétisné weiterhin großspurige Erklärungen ab, daß man die Sicherheit des Memelgebietes unbedingt gewährleisten werde. In der Tat aber geschieht nichts mehr, als daß eine dünne Postenkette rings um die Stadt Memel aufgestellt wird. Memelländer, die sich freiwillig melden, um mit der Waffe in der Hand ihre Stadt zu verteidigen, erhalten . . . Armbinden, aber keine Waffen!

Dann sind es nur noch zwei, drei Tage, bis die Stunde gekommen ist: Gewehr- und MG-Feuer ist in der Stadt zu hören, kommt näher, die Litauer dringen von zwei Seiten gleichzeitig in die Stadt ein. In derselben Stunde aber wird es den Memelländern zur furchtbaren Gewißheit, was sie bisher nur ahnten, aber nicht glauben wollten: Die Franzosen wollen gar nicht kämpfen, sie haben nicht die geringste Lust, auch nur einen Blutstropfen für die Unabhängigkeit des Memellandes zu opfern, die zu schützen sie hierher kommandiert sind. Ganzplanmäßig ziehen sie sich zurück, sobald die Litauer näher kommen und ihre ersten Kugeln durch die Friedrich-Wilhelm-Straße pfeifen. Sie drücken nach, bis sie vor dem Präfekturgebäude sind, in das sich die ganze französische Besatzung zurückgezogen hat. Es genügt die leise Androhung, das Präfekturgebäude ernsthaft unter Feuer zu nehmen, um zu erwirken, daß die Franzosen die weiße Flagge hissen! Ein Kommando französischer Soldaten kapituliert nach kurzem, theatralischen Scheinwiderstand gegen litauische Horden! Ein einziger armer Poilu stirbt einen traurigen Heldentod für die „gloire" seiner „grande nation".

Die militärische Stellung der Alliierten war damit in Memel aufgegeben. Nun

galt es noch die Revision der politischen Garantie. Eine Studienkommission des Völkerbundes wird eingesetzt. Wegen der beim besten Willen nicht zu übersehenden reinen Deutschstämmigkeit der Bevölkerung wagt auch sie nicht die totale Übereignung des Memellandes an Litauen. So wurde das Memelstatut geschaffen, das nun zwar das Memelland in den litauischen Staatsverband eingliederte, mit einer Autonomie, die in einem eigenen Landtag und einem eigenen „Direktorium", das das Vertrauen des Landtags haben mußte, ihren Ausdruck finden sollte.

+

Das war die Form, in der die Preisgabe des Memellandes an litauische Willkür endgültig Wirklichkeit wurde. Fünfzehn Jahre lang dämmerte dieses Land nun dahin unter dem Joch der Fremdherrschaft, die es brutal knebelte und rücksichtslos seine Kehle zuschnürte, damit es sich nicht erhole und Kraft schöpfe zum Widerstand. Der litauische Memelgouverneur sah seine Aufgabe vom ersten Tage seines Wirkens darin, dieses Statut, diesen letzten Schemen der „Idee von Völkerrecht", auszuhöhlen und zu übergehen. In dumpfem Druck lasteten Jahre um Jahre der Not und Verzweiflung auf den Menschen, die das Schicksal in diesen Abschnitt volksdeutschen Kampfes im Osten hineingestellt hatte. Scharenweise wanderte fremdes Volkstum ein. Während die Deutschen aus allen Stellen und Arbeitsstätten davongejagt wurden, wurden die zugewanderten Litauer in wirtschaftlicher Beziehung in jeder Weise bevorzugt und in ihrem kulturellen Kampf gegen das Memeldeutschtum nach Kräften gefördert. Als dann der politische und kulturelle Kampf allein nicht die gewünschten Erfolge mit sich brachte, wurde der Kriegszustand, der in Großlitauen zur Unterdrückung der eigenen Opposition errichtet worden war, auf das Memelgebiet ausgedehnt, und nun stützte sich die litauische Willkür auf die Spitzen der Bajonette, gleich als ob im Memelgebiet ein Volk von Staatsverbrechern heimisch war. Aber der Wille zur Selbstbehauptung war stärker selbst als Bajonette, er war stärker als die feuchte, niederdrückende und verzweiflungsschwangere Atmosphäre der litauischen Zuchthäuser, in denen die Aufbegehrenden zu hunderten eingesperrt wurden, damit ihnen in Abgeschlossenheit von der Außenwelt, in dem Zusammengesperrtsein mit kriminellen Elementen, mit Raubmördern und Betrügern das Rückgrat ihrer immer noch selbstbewußten deutschen Persönlichkeit gebrochen wurde. Nach Jahren kommen sie wieder zurück, gezeichnet von tiefen Falten im grauen Antlitz, mit Augen, die in die Welt blicken, als würden sie niemals mehr das Lachen lernen. Aber es brannte in diesen Männern, die vielleicht das schwerste Schicksal hatten erdulden müssen, trotz Zuchthaus und Hunger und brutaler Bestrafung das alte Feuer zähen Kämpfertums für ihr deutsches Recht. In ihnen lebte der Glaube an das Ziel, das nun erreicht ist: Die Rückkehr in ein freies, wiedererstarktes Deutsches Reich! Es war ein Glaube, der ein Jahrzehnt lang nicht die geringste Stärkung von außen erfuhr, die Hoffnung auf ein Deutschland, das so stark sein würde, um entrissene Gebiete zurückzuholen, — so bar jeder realen Grundlage, daß sie wie ein Hohn zu dem tatsächlichen Zustand paßte. Aber dann kam eine Zeit, die Zug um Zug und Jahr um Jahr mehr Berechtigung zu diesem Glauben schenkte und darum auch diesen Deutschen oben im Memelland wie allen Deutschen in den entrissenen Gebieten des Ostens wieder neue Kraft zur Selbstbehauptung schenkte.

+

Allein, es hieß noch Jahre der Bewährung durchzustehen, die zwar nun leichter schien, aber dafür gegenüber einem noch gesteigerten litauischen Fanatismus in der Methodik des Volkstumskampfes durchgestanden sein mußte. Mitte 1934 enthob der litauische Gouverneur Navakas den Präsidenten des Memeldirektoriums Dr. Schreiber seines Amtes und erhob den Großlitauer Reizgys zum Präsidenten. Die verschärften Bestimmungen eines in Kauen beschlossenen litauischen Staatsschutzgesetzes vom gleichen Jahre gaben dem litauischen Kriegskommandanten in Memel unbeschränkte Vollmacht zur Unterdrückung des nicht groß-litauisch einge-

stellten Volksteils und ermöglichten es, die deutschbewußten Memelländer ihres aktiven und passiven Wahlrechtes und ihrer Mandate zu berauben. Der Landtag wurde gewaltsam beschlußunfähig gemacht und gehindert, dem von dem litauischen Gouverneur eingesetzten Direktorium sein Mißtrauen auszusprechen. Hunderte von deutschgesinnten Beamten und Angestellten der öffentlichen Verwaltung wurden entlassen. Und dann kam als Höhepunkt der Kauener Rechtsbeugungen der Schauprozeß in der litauischen Hauptstadt, bei dem 126 Memeldeutsche unter Anklage schwerster Vergehen vor dem Kriegsgericht standen, die in Wirklichkeit nichts weiter getan hatten, als daß sie Deutsche waren, und die nun als Deutsche eben für ihr Volkstum mit dem Tode bestraft werden sollten. Jetzt allerdings zeigte sich zum erstenmal, daß die Zeit doch bereits vorbei war, da man in Litauen und im Memelland handeln konnte, als gäbe es nichts weiter auf der Welt als eben Litauer und Memeldeutsche, die einen als Herren und die anderen als Knechte, die man ungestraft mit Füßen treten und, wenn man will, totschlagen kann. Die Deutschen, die man im Jahre 1934 vor einem Kauener Kriegsgericht zum Tode zu verurteilen wagte, haben ihr Blut nicht mehr zu vergießen brauchen. Sie haben in diesen Tagen erleben können, wie das Deutschland, dessen Macht damals schon ausschlaggebend war für ihre Rettung, heute ihre Heimat zurückgeholt hat und ihrem Freiheitskampf zum Siege verhalf.

+

Einer von denen, die noch zur Zeit der deutschen Wiedererstarkung in litauischen Zuchthäusern jahrelang schmachten mußten, war der memelländische Tierarzt Dr. Neumann. Auch er gehörte zu denen, die ungebrochen aus dieser Passionszeit hinaustraten, um sogleich wieder den Kampf aufzunehmen. Und er war es, der diesen Kampf siegreich bis zum Ende führte. Am 1. November des Jahres 1938 rief er die Deutschen Memels auf zu einer einzigartigen Kundgebung ihres Selbstbehauptungswillens und verkündete vor 25 000 im Memeler Sportstadion versammelten Volksgenossen den Marsch in die Freiheit. Es war der Tag, an dem die Kauener Regierung sich — eindringlich belehrt durch die Ereignisse des September 1938 — veranlaßt gesehen hatte, den Kriegszustand aufzuheben, ein Tag, der den Deutschen des Memellandes fast schon wie ein richtiger Befreiungstag vorkam.

Aber wer geglaubt hatte, daß nun tatsächlich schon die Freiheit und das selbständige Dasein des Memeldeutschtums auf der Grundlage des Autonomiestatuts gewährleistet war, mußte sich durch die unter der Oberfläche von Kauen betriebene Politik getäuscht sehen. Durch Memels Straßen marschierte die memeldeutsche SA. und der Ordnungsdienst, aus den Amtssiegeln der Memelbehörden verschwand das litauische Staatswappen, die Landespolizei wurde dem litauischen Einfluß entzogen. Diese und andere Äußerlichkeiten ließen zwar erkennen, daß — etwa nach der letzten Landtagswahl im Dezember vorigen Jahres — tatsächlich ein Zustand eingetreten war, der dem Memeldeutschtum die Möglichkeit gab, sich nach eigenen völkischen und sogar nationalsozialistischen Gesichtspunkten auszurichten. Aber es mußte dies so gewertet werden, wie es sehr bald auch von dem zu dieser Zeit gebildeten memeldeutschen Führerkreis herausgestellt wurde: Als ein taktisches Entgegenkommen der Kauener Zentralregierung, die nunmehr mit anderen Mitteln ihre alte Politik gegen das Memelland fortsetzte. Jetzt wurde nicht mehr mit Bajonetten und mit Terror von Kauen gearbeitet, sondern an die Stelle des politischen Kampfes, der übrigens, wie das Bestehenbleiben der Staatsschutzgesetze bewies, durchaus noch nicht gänzlich ausgeschaltet war, trat die wirtschaftliche Aushöhlung und Zertrümmerung des Memellandes. Gleichzeitig setzte eine gesteigerte Litauisierungspolitik ein. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo das Reich, an dessen Ostgrenze hier versucht wurde, deutsches Volkstum auf deutschem Boden auszurotten, Stellung nehmen mußte.

+

Und es wurde Stellung genommen. So, wie der Führer in der Stunde höchster Not in der Ostmark und im Sudetenlande eingriff und mit energischer Hand

das Recht wiederherstellte, so wurde nun von ihm auch die Memelfrage bereinigt und nach 20 Jahren den tapferen Deutschen in der alten preußischen See- und Handelsstadt Memel endlich die Befreiung geschenkt.

Der Jubel, der den deutschen Truppen und ihrem obersten Befehlshaber entgegenschallte, als sie an diesem Tag im deutschen Memel Einzug hielten, war zugleich auch das aufjauchzende Erwachen aus jenem dumpfen Todesschlaf, in dem das Land während der Knechtschaft unter dem fremden östlichen Volk zu ächzen schien, und der nun abgelöst wird von dem Morgen einer starken deutschen Freiheit, die nie mehr die Vergangenheit der Schwäche und der Fremdherrschaft wiederkommen lassen wird. Denn Memel hält Wacht als des Großdeutschen Reiches Grenzpforte am germanischen Meer, dem Schicksalsmeer der Ostsee.

Richard Frick.

Erfüllung

Weit in den Landen ein Klingen und Glühen!
Arme straffen sich blank zur Tat.
Überall Sprossen! Überall Blühen!
Alles ist Hoffen. Alles Saat.

Leuchten umklärt die dunkelsten Bronnen.
Seelen erstarken zu Weihe und Wucht.
Heiligstes wächst unter deutschen Sonnen.
Alles wird Reife. Alles Frucht.

Franz Lüdtke

Kurt Vorbach

Böhmen und das Reich

Geschichtsentwicklung und räumlicher Zusammenhang

Die staatliche Entwicklung in den Sudetenländern in den letzten Jahrhunderten hat Deutsche und Tschechen lange Zeit zu einer falschen Vorstellung von der raumpolitischen Lage Böhmens und Mährens verleitet. Und noch heute ist das falsche Vorstellungsbild wirksam. Die Landesgrenzen, die über den Felsenkamm der Sudeten und die waldigen Höhen des Erzgebirges und Böhmerwaldes bis an den alten Nibelungenstrom verliefen, erschienen ihnen für das böhmisch-mährische Durchgangsland naturgegeben. Es bildete sich die Vorstellung vom böhmisch-mährischen „Kesselraum", der alle Voraussetzungen für eine staatliche Sonderentwicklung Böhmens und Mährens in sich einschlösse. Diese Vorstellung von der natürlichen Sonderlage der Sudetenländer für eine eigenstaatliche Entwicklung wurde durch die Tatsache vertieft, daß ihr Kernland zum Siedlungs- und Lebensraum des tschechischen Volkstums geworden war.

Je mehr aus dem deutschen Geschichtsbewußtsein die Erinnerung an die staatsrechtlichen Zusammenhänge zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich schwand, je mehr vergessen wurde, daß unweit von Prag auf der alten Bergfeste Karlstein durch Jahrzehnte die Machtinsignien des deutschen Kaisertums aufbewahrt waren, wurde die politische Gegenwart als raumbedingte Gegebenheit gewertet. Die Tschechen fügten sich natürlich bereitwillig in diese Auffassung ein und förderten die These vom geographisch selbständigen böhmischen Staatsraum für ihre politische Zielsetzung. Das staatliche Bild der ehemaligen Tschechoslowakei führte schließlich zum Vergleich mit einer Faust, die in der Magengrube des deutschen Volkes ruhe. Diese Druckwirkung empfand man nicht nur staatlich, sondern glaubte sie auch geographisch begründet. Und doch sind Böhmen und Mähren ein völlig natürlicher und geographisch zusammenhängender Teil des deutschen Lebensraumes zwischen den Vogesen und Karpatenanfängen, zwischen den deutschen Meeren und den Alpen. Man hat Böhmen einmal die eine der beiden Eckfestungen genannt, die den sich von Osnabrück bis an die mittlere Donau quer durch Deutschland hinziehenden Gebirgswall flankieren, und damit seine Lage im deutschen Raum treffend charakterisiert. So sind die einzelnen Gebirgszüge, die Innerböhmen einschließen, nichts anderes als natürliche Ausläufer der einzelnen Gebirgsketten des deutschen Mittelgebirges.

Alle Wasser Böhmens fließen nach Norden und werden in der Elbe durch das Reich in die Nordsee geführt. Und Mähren entwässert zur Donau, die die deutsche Ostmark durchströmt. Die Gebirge sind Wasserscheiden, aber keine Verkehrshindernisse. Ihre Kämme sind vom Reichsinnern ohne die geringsten Schwierigkeiten zu erreichen. Sie steigen allmählich an und sind durch breite Einfallsstraßen voneinander getrennt. Über den Kerschbaumersattel ist aus dem Donauland das südböhmische Hochplateau spielend zu erreichen, das sich nach Norden senkt. Das alte Völkertor bei Taus und Furth i. W., das den Böhmerwald halbiert, führt aus dem deutschen Westen in das Landes-

innere. Das Egertal öffnet einen zweiten Eingang von Westen her. Zahlreiche Handelsstraßen führen seit altersher über das Erzgebirge. Der Elbedurchbruch im Norden war Eingang und Ausgang zugleich für jenen alten Verkehrsweg, der von der Nordsee durch die Marschsenke in das Donautal zum Schwarzen Meer führte. Prag war daher frühzeitig kontinentaler Schnittpunkt aller geistigen und wirtschaftlichen Strömungen in Europa zwischen Nord und Süd, Ost und West. Es liegt heute am Schnittpunkt der Verbindungslinien zwischen Berlin und Wien, Breslau und München. Die genannten Städte und der Raum, in dem sie liegen, sind in der angezeigten Richtung über Prag am schnellsten zu erreichen. So ist der Sudetenraum nicht nur Festung, sondern auch Brücke. Und in jedem Fall erfüllt er eine naturbestimmte Funktion im deutschen Lebensraum. Den engen geographischen Zusammenhängen Böhmens und dem Reich entspricht ja auch die große Geschichtsentwicklung Böhmens, die in vielen ihrer Perioden mit jener des Reiches in eins zusammenfließt.

Zahlreiche Gräber und Waffenfunde verraten, daß Böhmen und Mähren schon in vorgeschichtlicher Zeit in weiten Teilen mitunter sehr dicht besiedelt waren. Aber diese Bevölkerung beschränkte sich durchaus nicht auf den böhmisch-mährischen Raum, sondern griff nach allen Richtungen weit hinaus, wie das Verbreitungsgebiet der gleichgearteten Funde zeigt. Die Sudetenländer stellen nicht ein eigenes Kulturzentren dar, sondern liegen vielmehr im Bannkreis von Kulturen, die etwa im schlesischen, pannonischen oder süddeutschen Raum ihren Mittelpunkt haben. Auch die erste geschichtlich nachweisbare Bevölkerung Böhmens und Mährens, die Kelten, beschränkten sich nicht auf dieses Gebiet. Es war wohl das Siedlungsland des Stammes der Bojer, die dem Lande den Namen gaben, aber Kelten siedelten im weiten Raum zwischen Mittelrhein und dem Karpatenbogen.

Im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gerieten die germanischen Stämme, die zwischen Donau, Rhein und Main siedelten, in die Gefahr, von den Römern immer mehr eingeschlossen und zermalmt zu werden. In klarer Erkenntnis dieser Gefahr hatten die Markomannen bereits um 58 v. Chr. einen Vorstoß vom Westen her in den Sudetenraum unternommen und die keltischen Bojer zum Verlassen ihrer Wohnsitze veranlaßt. Die eigentliche Einwanderung der Markomannen in Böhmen und der Quaden in Mähren aber erfolgte erst zur Zeit der Kriegszüge Drusus' gegen Germanien. Unter der Führung Marbods, des großen Gegenspielers der Cheruskerfürsten Hermann, wurden die Sudetenländer zum Kern eines mächtigen germanischen Reiches, das weit über die sogenannten natürlichen Grenzen Böhmens und Mährens hinausreicht. Die Quaden stießen weit in die Slowakei bis zur Eipel vor. In ihre Siedlungsräume waren nach der Abwanderung der Quaden ebenso wie in den Siedlungsraum der Markomannen auch andere germanische Stämme gefolgt. Es ist nun interessant, daß die Deutschen in der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel von den Slowaken auch „loctobrati" genannt werden, was auf „longobarti", d. s. die Longobarden, zurückgeführt wird. Die Sudetenländer und ihre weitere Umgebung nach allen Richtungen waren also in den großen europäischen Siedlungsraum der Germanen einbezogen. Nach der Abwanderung der Markomannen, die Donau aufwärts abzogen und sich als Bajuwari, das sind die Männer aus Bojerheim, im Gebiet des heutigen Bayerns niedergelassen hatten, fanden verschiedene germanische Völkerstämme auf ihrer Wanderung nach dem Süden in den Sudetenländern vorübergehend ihre Heimat.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts vollziehen slawische Stämme ihren schicksalhaften Einbruch in einen natürlichen Teil des deutschen Lebensraumes. Sie kamen nicht als freie Bauern in das Gebiet der Sudetenländer, um sich mit dem Pfluge einen neuen Lebensraum zu erobern, sondern wurden von den asiatischen Awaren, im Zug ihrer großen Eroberungszüge, nach dem Westen vorgetrieben. Die slawische Landnahme in den Sudetenländern erfolgte daher auch nicht auf Grund der geographischen Gegeben-

Die Standarte des Führers auf der Burg von Prag

heiten dieses Gebietes, sondern weil das Kernland selbst nur dünn besiedelt ist und die zurückgebliebenen germanischen Volksstämme sich in die Randgebiete zurückzogen, um Anschluß an den deutschen Siedlungsraum nach einer Seite hin zu finden. Die Versuche der slawischen Stämme, sich von der Herrschaft der Awaren zu befreien, scheiterten zunächst, bis zu ihnen ein fränkischer Kaufmann namens Samo kam, der sie in blutigen Kämpfen mit den Awaren verwickelt fand, sie mit seinem Rat unterstützte und ihnen schließlich die Unabhängigkeit erkämpfen konnte. Samo selbst wurde zum König gewählt und herrschte, wie die Chronisten berichten, über dreißig Jahre im Lande. So war auch die zweite geschichtlich nachweisbare Staatsgründung im Sudetenraum eine germanische Schöpfung. In ihr zeichnet sich zum erstenmal die entscheidende Bedeutung des Raumes als Festung und Bollwerk gegen den Ansturm aus dem asiatischen Osten, die sich im Verlaufe der Geschichte noch so oft zeigen wird. Als 800 Jahre später Asien wieder drohend vor der abendländischen Kultur stand, wurde Böhmen und Mähren zum zweitenmal eine sichere Abwehrstellung gegen das zerstörende Element. In den vergangenen Jahren hatte hier Asien im Bolschewismus zum drittenmal das Haupt erhoben und eine gefahrdrohende Position im Herzen Mitteleuropas eingenommen. Diese kurzen Hinweise mögen das Verhältnis zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich besonders beleuchten.

Nach dem Tode Samos zerfiel seine Staatsgründung rasch. Den Awaren gelang es, die Herrschaft über die slawischen Stämme aufzurichten und bedrohten wieder ständig das sich aus den germanischen Herzogtümern kristallisierende Deutsche Reich. Karl der Große erkannte die Gefahren, die ihm von dieser Seite drohten. Zur Sicherung der Grenzen seines vergrößerten Reiches mußte er die Macht der Awaren brechen, die immer wieder nach dem Westen vorstießen und

Biblioteka

die slawischen Stämme, die unter ihrer Herrschaft standen, in ein freundschaftliches und gutnachbarliches Verhältnis zum Reich bringen. Das gelang ihm bald mit den slawischen Stämmen in Böhmen und Mähren. Diese Gebiete wurden alle zu Beginn des 9. Jahrhunderts in den großen Herrschaftsbereich des Frankenkönigs einbezogen. Über die slawischen Stämme aber wurde die Lehenshoheit errichtet und damit ein staatsrechtliches Verhältnis begründet, das fast ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1866 bestand.

Überblicken wir zunächst einmal die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses Böhmens zum Deutschen Reich ohne die Versuche des tschechischen Volkes nach Änderung dieses Zustandes zu berücksichtigen, so müssen wir drei große Herrschaftsperioden feststellen, die den Aufstieg und die Entfaltung der Sudetenländer und der von ihnen bewohnten Völkerschaften bedingt haben. Das sind die Zeiten der Herrschaft der Przemysliden, der Luxemburger und Habsburger. Dazwischen liegen die kurzen Perioden einer unabhängig und gegen das Reich geübten Herrschaft des tschechischen Adels. Mit der Begründung der deutschen Lehenshoheit über Böhmen und Mähren vollzog sich hier die Volkwerdung der verschiedenen slawischen Stämme. Gleichzeitig erkämpft sich das Geschlecht der Przemysliden die Vorherrschaft und Anerkennung im tschechischen Volk. Mit Herzog Wenzel I. beschreitet es den deutschen Weg seiner Geschichte, der zugleich sein Weg zum kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg geworden ist. Der Aufbau des przemyslidischen Herzogtums vollzog sich nach fränkisch-deutschem Vorbild. Die Stellung, die der przemyslidische Herzog unter den Großen seines Landes einnimmt, entspricht der eines fränkischen Stammesherzogs. Er ist Landesherr, Heerführer und Richter in einer Person. Am Prager Hof sind die gleichen Ämter eingerichtet, wie am deutschen Königshof. So gab es es auch hier Mundschenken, Kämmerer, Truchsesse usw. Das gleiche Verhältnis, das z. B. zwischen der deutschen Reichskanzlei und der Probstei des Marienstiftes zu Aachen bestand, finden wir in Prag zwischen dem herzoglichen Hof und dem Wyschehrad. Unter starker Anlehnung an die deutsche Rechtsauffassung entwickelte sich die richterliche Funktion des Przemyslidenherzogs. Er richtet und entscheidet nach deutschem Vorbild. Diese Rechtsangleichung ging soweit, daß auch im tschechischen Volk Vergehen mit den gleichen Strafen belegt wurden wie im deutschen Volk.

Auch die staatliche Verwaltung war ganz nach germanisch-deutschem Vorbild aufgebaut. Die slawischen Stämme hatten bei ihrer Einwanderung in den Sudetenländern die dort vorgefundene suebische Gauverfassung übernommen. An die Spitze dieser Verwaltungseinheiten standen Grafen, die den Kern des Landesadels bildeten. Sie tragen in ihren Funktionen nicht nur die gleichen Namen wie der Adel im Deutschen Reich, sondern üben auch die gleichen Rechte. Die tschechischen Urkunden und Chroniken kennen überhaupt keine spezifisch-slawischen Bezeichnungen, die auf eine eigenvölkische Adelsbildung schließen ließen. Die tschechischen Großen üben im Namen des Königs ihre richterlichen Funktionen und gehören zur ständigen Begleitung des Herzogs. Sie bilden, wie es bei den Franken der Fall war, die älteste Schicht des staatlichen Beamtentums überhaupt. Die gleiche Einstellung wie im Reich nahm das Kriegs- und Dienstmannenverhältnis in Böhmen ein. Die gesellschaftliche Schichtung des tschechischen Volkes zeigt die gleiche Wertung wie die des deutschen im Mittelalter.

Die Burg- und Städtegründungen Kaiser Heinrichs I. fanden auch in Böhmen sofort Nachahmung. Auch hier wurden ganz nach deutschem Vorbild Burgen angelegt, die zum Kern der ersten städtischen Siedlungen geworden sind. Der tschechische Chronist Cosmas berichtet uns über den Widerstand, den der tschechische Adel diesen Neuerungen entgegengebracht hat und die der Herzog Boleslav II. durch persönliches Eingreifen brach. Aber auch das Leben auf dem Przemyslidenhof vollzog sich ganz nach den Gesetzen deutscher höfischer Sitte. Böhmische Herzöge waren bemüht, auch persönliche Beziehungen und familiäre Bande mit den deutschen Fürstenhöfen anzuknüpfen und damit das Verhältnis ihres Landes zum

Reich immer inniger zu gestalten. So können wir feststellen, daß schon frühzeitig deutsche Fürstentöchter ihren Einzug auf der Prager Burg hielten. Von der Gattin des Herzogs Boleslav, Hemma, weiß der Chronist zu berichten, daß sie „von edlerem Geschlecht" als die anderen Frauen am Hofe war. Herzog Bretislav holt sich nach einem kühnen Abenteuer seine Gattin Judith aus dem Kloster Schweinfurth. Sie war die Tochter des Markgrafen Otto von Nordgau. Ihre Nachfolgerin auf dem Prager Herzogsstuhl war die schöne Luitgard aus dem Geschlecht der Grafen von Bogen. Ein hartes Schicksal erlebte die Babenbergerin Gerbirg an der Seite ihres przemyslidischen Gemahls. Herzog Wadislav II. war sogar mit zwei deutschen Prinzessinnen verheiratet. In erster Ehe hatte er die fromme Babenbergerin Gertrud, eine Enkelin Kaisers Heinrich IV. geehelicht. Nach ihrem Tode hielt die kluge Tochter Judith des Landgrafen Ludwig von Thüringen ihren Einzug, die das Lob dadurch erregte, daß sie fließender lateinisch sprach, als mancher Kanoniker im Domkapital. Nach ihr trugen Adele von Meißen, Margret von Babenberg und die Habsburgerin Gutta die böhmische Königinkrone.

Aber auch die Adeligen draußen im Lande warben um die Gunst deutscher Prinzessinnen und führten deutsche Fürstentöchter auf ihre Burgen heim. Und mit den deutschen Prinzessinnen kamen deutsche Priester, Handwerker und Bauern ins Land, die durch ihre hervorragenden kulturellen Leistungen beispielgebend für die tschechische Bevölkerung wurden. Es ist bestimmt kein Zufall, daß gerade zur Zeit der thüringischen Landgrafentochter Judith als Herzogin von Böhmen, die das Leben auf der Prager Burg ganz nach dem Vorbild des höfischen Treibens der ihr beheimateten Wartburg gestaltete, das suburbium Prags entstand, die Organisierung der Bürgerschaft nach „Gesetz und Recht" der Deutschen erfolgte und die erste Brücke über die Moldau gebaut wurde, die nach ihr benannt und später durch die bekannte Karls-Brücke ersetzt wurde.

In dieser Zeit erfuhr das germanisch-deutsche Element im Lande eine wesentliche Verstärkung. Die deutschen Siedler führten neue Methoden in der Bodenbestellung ein, ihre Siedlungen erfolgten in der Form der Anger- und Waldhufendörfer, die sich deutlich von den slawischen Siedlungen im Lande unterscheiden. Sie durften ihr Leben nach deutschem Recht gestalten. Mit seiner Einführung vollzog sich auch eine Verbesserung der Rechtslage der tschechischen Bewohner. In mühevoller Kulturarbeit wandelten die deutschen Siedler Sumpfland und Wildnis in fruchtbare Wiesen und Acker. Ein Kranz deutscher Dörfer blühte auf und zog sich weit hinein in den slawischen Siedlungsraum. Und nicht minder gering ist die kulturelle Leistung des deutschen Bürgertums. In Prag entsteht eine mächtige deutsche Kaufmannssiedlung, deren städtische Organisation zum Vorbild der Tschechen wird. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts entstehen allenthalben im Lande deutsche Stadtsiedlungen, auch außerhalb der Bannmeile einer Burg. Die Einwohner der Städte schützen ihren Besitzstand durch Wall und Graben. Königliche Privilegien förderten Handel und Verkehr. Nürnberger, Magdeburger, Regensburger Stadtrecht gilt auch in den neuen Städten der Sudetenländer. Aber nicht nur Handel und Gewerbe, sondern auch der Bergbau führte zur Gründung deutscher Siedlungen. Deutsche Knappen begannen die Schätze des Bodens zu heben. Aus einer Bergmannssiedlung entstand die deutsche Berggemeinde Iglau, deren Bergrecht weit hinein in den Südosten Europas Gültigkeit hat.

Und wie sich nach deutschem Vorbild das staatliche und höfische Leben gestaltete, so entfaltete sich auch erst unter deutschem Einfluß das Kirchenwesen. Der erste Bischof von Prag war der sächsische Mönch Theotmar. Ihm folgte Adalbert aus dem Geschlecht der Slawikinger. Er mühte sich vergebens um die schwierigen Verhältnisse im Lande, verließ seinen Bischofssitz und nahm die Mühen eines Missionars auf sich. Nach seinem Tode überantwortete man die Verwaltung eines Prager Bischofs wieder einem deutschen Mönch namens Theodag, der nicht der letzte deutsche Bischof der Prager Diözöse blieb. Diese deutschen

Bischöfe und Mönche wirkten weniger durch die neue religiöse Lehre, die sie dem tschechischen Volke brachten, als vielmehr durch die deutsche Kulturarbeit. Nicht die Einführung des Christentums hat das starke Kulturgefälle zwischen Deutschen und Tschechen gemindert, sondern die beispiellose deutsche Kulturarbeit war es, die zugleich dem Christentum den Weg zum Herzen des tschechischen Volkes bahnte. So wurden die zahlreichen Klöster zu Mittelpunkten des kulturellen Lebens auch des tschechischen Volkes.

Gegen Ausgang der Przemysliden-herrschaft war der Prager Königshof eine berühmte Stätte deutscher Dichtkunst geworden. König Wenzel selbst kleidete sein Liebessehnen in deutsche Minnelieder und besang die Frauenliebe. Reimar von Zweeter, Friedrich von Sonnenburg, Bruder Wernherr, Heinrich von Meißen, Ulrich von den Türlin u. a. m. sangen hier ihre Lieder zum Preis der Kühnheit ritterlicher Recken und der Liebe schöner Frauen. Aber auch die Adeligen des Landes eiferten dem Prager Vorbild nach und luden deutsche Dichter und Sänger auf ihre Burgen. In den Klöstern aber blühte die religiöse Dichtkunst. Es ergibt sich von selbst, daß diese deutsche literarische und künstlerische Blüte auch das tschechische Geistesleben befruchtete. Im tschechischen Volke regten sich bald Dichter und Künstler, die nach deutschem Vorbild schafften, auch wenn sie diese selbst nicht erreichten und ihre Lieder und Werke den Stempel schlichter Volkskunst tragen.

So erlebten die Sudetenländer und in ihnen das deutsche und tschechische Volkstum unter der Herrschaft der Przemysliden einen mächtigen Aufstieg auf allen Gebieten. Ihre Herrschaft ist charakterisiert durch die enge Anlehnung des Herzogtums an das deutsche Kulturleben. Schon unter dem Herzog Wratislav hatte sich das Verhältnis zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich so innig gestaltet, daß deutsche Dichter von der „nie verletzten Treue und der in den Kriegen und durch viele Triumphe erprobten stolzen Tapferkeit der Böhmen" sangen. Kaiser Heinrich IV. belohnte die Treue Wratislavs durch die Verleihung der Königskrone auf der Reichssynode im Jahre 1085. Der Przemyslidenprinz Jaromir wird als Prager Bischof Gebhard zugleich Kanzler des Deutschen Reiches. Seither gehörten die Przemysliden als Inhaber des Erzschenkamtes zu den obersten Hofbeamten des deutschen Kaisers. Herzog Wladislav wird 1158 mit den gleichen königlichen Ehren ausgezeichnet, wie 70 Jahre vorher Herzog Wratislav. Am 26. September 1212 aber verlieh Kaiser Friedrich II. dem Przemysliden Ottokar I. die erbliche Königskrone. In einer Goldenen Bulle regelte er von neuem das Verhältnis Böhmens zum Reich. Die Machtstellung des böhmischen Königs wird gehoben. Er selbst entscheidet nunmehr mit über die deutsche Kaiserwahl. Przemysl Ottokar II. aber unternimmt den Versuch, selbst die deutsche Kaiserkrone zu erwerben. Man erblickt darin eine kühne Vermessenheit des Przemyslidenfürsten. Aber man wird darin auch den ersten interessanten Versuch sehen können, die Sudetenländer zum Kernland des Deutschen Reiches zu machen und von Prag aus die Geschicke des Reiches zu gestalten.

Der ehemalige tschechische Außenminister Dr. Krofta hat die Bedeutung der Przemyslidenzeit mit den Worten charakterisiert, daß sie „in hohem Maß zur kulturellen und wirtschaftlichen Stärkung des böhmischen Staates beigetragen und so auch dessen politische Kraft gesteigert hat. Unstreitig gebührt ihr ein nicht geringer Teil des Verdienstes daran, daß der König von Böhmen zugleich der mächtigste Reichsfürst war." Es hat in dieser Zeit auch nicht an przemyslidischen Herzögen gefehlt, die im Verlauf ihrer Herrschaftsführung eine Lösung des Lehensverhältnisses herbeiführen wollten. Aber alle diese Versuche scheiterten nach kurzer Zeit. Ja, die Herzöge verloren dann meist ihre Herrschaftsführung an die Polen, so daß sie erst wieder unter dem Schutz der deutschen Lehenshoheit ihr eigenstaatliches Leben gestalten konnten. Dem Streben nach einer Loslösung der Sudetenländer von der deutschen Oberhoheit fiel ja auch der letzte Przemyslide Wen-

zel III. zum Opfer, der von böhmischen Adeligen ermordet wurde, die durch seinen Druck und die Beseitigung des Przemysliden geschlechtes auch eine Änderung des Lehensverhältnisses zwischen Böhmen und dem Reich herbeiführen wollten. Sie erklärten daher nach dem Tode Wenzels III. die deutsche Lehensherrschaft für erloschen und wählten sich den Herzog von Kärnten zum König. Der Kaiser erklärte das Vorgehen der böhmischen Adeligen als offene Rebellion, belehnte seinen Sohn Rudolf und für den Fall seines frühzeitigen Ablebens auch seine übrigen Söhne mit dem böhmischen Lehen und leitete den König Rudolf mit einem Reichsheer nach Prag. Der tschechische Adel gab sich nicht so rasch geschlagen und leistete den Maßnahmen des Kaisers Albrecht I. und später Heinrich VII. energischen Widerstand. Im Jahre 1310 gelang es dann dem deutschen Kaiser, das alte Lehensverhältnis wieder herzustellen und mit der Einsetzung seines Sohnes Johannes von Luxemburg die Herrschaft seines Geschlechtes durch mehr als hundert Jahre zu begründen. Es lag an der Herrschaftsführung Johanns, der die Abenteuer liebte und die Turniere in aller Herren Länder aufsuchte, daß während seiner Regentschaft der deutsche Einfluß im Lande zurückgedrängt und der tschechische Adel sein Regiment aufrichten konnte. Was König Przemysl Ottokar II. erträumte, die böhmische Königswürde mit der deutschen Kaiserkrone zu vereinigen, das gelang dem Luxemburger Karl IV., dem mit Unrecht der Beiname „Erzstiefvater des Reiches" gegeben worden ist. Karl IV. hat die deutsche Aufgabe im Osten klar erkannt und sich von der nach dem Süden gerichteten Politik der Stauffer abgewandt. Karl knüpft an die Politik der Przemysliden an, er weiß, daß er auch dem Tschechentum nützt, wenn er das Deutschtum im Lande fördert und schützt. Und so will er, auf Deutsche und Tschechen seine Herrschaft stützen, wie es der Struktur des Landes entspricht und wie es sich in der Vergangenheit ausgewirkt hat. Karls großes politisches Ziel wird: „das Schwergewicht des Abendlandes herüberzuheben aus dem Südwesten in den neugewonnenen Osten. Er setzt der südwärtsdrängenden Imperiumsidee der Stauffer — noch sein Großvater Heinrich VII. hatte ihr bis zum Tode gedient — den zeitgemäßen Gedanken einer ostwärtsgerichteten Politik entgegen. Dort im Osten auf kolonialem Boden, getragen von der Tatenlust der Neustämme, war ein neues Deutschland entstanden. Das Kraftfeld, auf dem des Reiches Schicksal sich austragen sollte, verlagerte sich von den Gebieten der bisherigen Träger der Altstämme im Westen immer mehr gegen Osten. Von hier aus und einer starken Hausmacht im Osten aus, hatte schon der kluge Rudolf von Habsburg des Reiches Geschicke zwingen wollen. Besonnener und von der inzwischen herangereifteren Entwicklung unterstützt, nahm Karl den zukunftsträchtigen Gedanken auf. Er brach mit dem fahrenden Kaisertum der Vorgänger, schuf sich die sichere Grundlage der Hausmacht und der Residenz. Er warf das Steuer abendländischer Kultur jäh herum, in dem er die Oststadt Prag zu dieser Residenz erwählte."

Unter Karls Herrschaftsführung, der mit starker Hand die ableitende Entwicklung in den Sudetenländern aufgehalten hat, erfährt das gesamte staatliche Leben eine neue Blütezeit. Prag wird zum kontinentalen Schnittpunkt nicht nur der besuchtesten Handelswege von Westen nach Osten und dem Süden nach dem Norden, sondern auch des geistigen Lebens Europas. Karl gelang es in Verhandlungen mit der Hanse, daß sie ihren Handel von Brügge nach Venedig über Prag leitete. Prag wird aber auch Umschlageplatz des Verkehrs des Westens nach dem neuerschlossenen Kulturland im Osten. Böhmen selbst wird zu einem wichtigen Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens. Damals ist auch das Gesicht Prags so entscheidend geformt worden, daß seine damaligen Züge durch die Jahrhunderte bis heute nicht wesentlich verwischt werden konnten. Prag wird zum Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Schaffens ganz Mittel- und Südosteuropas. Gelehrte, Baumeister, Maler, Bildhauer und Kunsthandwerker kommen aus aller Welt nach Prag, schlagen ihre Ateliers auf und führen hier ihre künstlerischen Aufträge aus. Petrarca und Rien-

zi, der geniale Dichter und feurige Revolutionär, genießen die Gastfreundschaft des Luxemburgers auf dem Hradschin, der in neuer Pracht erstanden ist. In der Bauhütte Peter Parlers entstehen nicht nur die Pläne für die Monumentalbauten in Prag, die noch heute nach mehr als 500 Jahren die allgemeine Bewunderung aller Kunstfreunde erregen, sondern hier entstehen auch die Entwürfe für die großen Bauten im Lande. Der genialen Baukunst Parlers verdankt die Barbarakirche in Kuttenberg ihre Entstehung. Der gotische Dom in Kolin verrät deutsches Vorbild. An dem deutschbestimmten kulturellen Leben, das in Prag und den Sudetenländern aufblühte und in den Städten in bunter Vielgestaltigkeit zum Ausdruck kommt, hat auch das tschechische Volk großen Anteil. Tragen auch Dichtung, Malerei und Plastik tschechischer Künstler deutlich den Stempel des deutschen Vorbildes, so sind andererseits an ihnen die Wesenszüge slawischen Volkstums nicht zu verkennen. Entscheidend ist nicht so sehr der künstlerische Wert dieser Werke, wie ihr Vorhandensein überhaupt, was bezeugt, wie sehr die tschechische Kunst durch den deutschen Kultureinfluß im Lande gefördert und angeregt wurde.

Wie sich im Schatten der glanzvollen Entwicklung während der Przemysliden-herrschaft die Kräfte der Zerstörung gegen die deutsche Kulturleistung im Lande sammelten, so wird die glanzvolle Herrschaft der Luxemburger abgelöst von einer selbständigen tschechischen Herrschaftsführung, die als Hussitenzeit bekannt und durch eine Periode allgemeinen Verfalls und einer sinnlosen Zerstörung aller Werte charakterisiert ist. Aber auch in der nachfolgenden Herrschaftszeit des böhmischen Adeligen Georg von Podebrad und des polnischen Geschlechtes der Jagellonen, wird das Lehensverhältnis Böhmens zum Reich rechtlich nicht aufgehoben, wenn es auch infolge des Verfalles der kaiserlichen Zentralgewalt nicht geübt wird.

In ein neues engeres staatsrechtliches Verhältnis zum Reich kommt Böhmen im Jahre 1526. Mit dem Tod des jungen Böhmen- und Ungarnkönigs Ludwig in der Schlacht bei Mohacz, als zum zweitenmal durch das heranstürmende Asien die abendländische Kultur bedroht war, fand der Sinn jener berühmten Doppelhochzeit in Wien seine Erfüllung, in der der kaiserliche Großvater für sein Enkelkind das zehnjährige Töchterchen des Böhmenkönigs Wladislav heiratete und sein neunjähriger Schwager einer nicht viel älteren Enkelin angetraut wurde und der kirchliche Oberhirte in Rom der kaiserlichen Machterweiterung durch Mißbrauch der Heiligkeit der Ehe zustimmte. Die böhmischen Stände sanktionierten dann durch die Wahl Ferdinands I. den kaiserlichen Ehevertrag und die Eingliederung ihrer Länder unter die Herrschaft der Habsburger, die bis zum Jahre 1804 Träger der deutschen Kaiserkrone sind. Man wird die Auswirkung der Herrschaftsführung der Habsburger über die Sudetenländer bis zum Zusammenbruch der österreich-ungarischen Doppelmonarchie im Abendrot des Weltkrieges in ihrer Gesamtheit beurteilen müssen, um zu einem unbefangenen Urteil zu kommen. Es dauerte viele Jahrzehnte, bis die Schäden ausgeglichen waren, die der Verfall zur Zeit des sogenannten nationalen Königtums des Podebrader und der Jagellonen ausgeglichen waren. Der frische Frühlingswind der deutschen Reformation, der das deutsche Leben in den Sudetenländern zu neuer Regsamkeit brachte, beseitigte das faul und morschgewordene im böhmischen Staatsbau. Das wirtschaftliche und kulturelle Leben kam zu neuem Schwung und befruchtete wie in allen früheren Jahrhunderten auch wieder das tschechische Volksleben. Brachte der Kampf zwischen der kaiserlichen Zentralgewalt in Wien und der landsständischen Adelsgewalt in Böhmen, die ihre Sonderrechte und Vormachtstellung verteidigte, und sich um so enger mit dem Protestantismus verband, als der Kaiser in Wien die Geschäfte der katholischen Kirche besorgte, einen starken Rückschlag vor allem in der geistigen Entwicklung des Landes, als in der Schlacht am Weißen Berg der Kaiser über die Stände und, wenn man will,

Rom über Wittenberg siegte, so schufen doch vor allem Maria Theresia und Kaiser Josef II. durch ihre Maßnahmen auf dem Gebiet des Schulwesens und der Bauernbefreiung die Voraussetzungen für eine nationale Wiedergeburt des tschechischen Volkes und die Gestaltung des politischen Lebens in den Sudetenländern.

Als Kaiser Franz im Jahre 1804 die deutsche Kaiserkrone niederlegte und die Imperiumsidee von den Habsburg-Lothringern auf Napoleon überging, da war eigentlich auch das staatsrechtliche Lehensverhältnis zwischen Böhmen und dem Reich gelöst. Und doch zeigt die Anteilnahme an den Vorgängen des Jahres 1848, daß gerade beim deutschen Teil der Bevölkerung die alten Bindungen als nicht erloschen galten. Wohl hatten die Tschechen in Prag in diesen Tagen als Gegenspiel zum Frankfurter Parlament den ersten allslawischen Kongreß einberufen und ihr Führer Palacky in einem programmatischen Brief an den Freiherrn von Gagern die Gründe auseinandergesetzt, weshalb sich die Tschechen nicht an der Wahl in die Frankfurter Nationalversammlung beteiligen könnten, aber eine formelle Aufkündigung des alten Lehensverhältnisses hatten sie auch in diesen Tagen nicht vollzogen. Ausgelöscht und zerschnitten wurden die alten Bindungen, wenn man sich an Formalitäten hält, durch das Ausscheiden Österreich-Ungarns aus dem Deutschen Bund nach der Schlacht bei Königgrätz und dem Frieden von Prag. Zu diesem Zeitpunkt wurden die formellen Bindungen gelöst, aber stärker erwiesen sich die geographischen Gegebenheiten und die Gesetze der tschechischen Geschichtsentwicklung, die für die Schicksalsgestaltung dieses Raumes ebenso entscheidend sind, wie der deutsche Macht- und Kultureinfluß auf ihn.

Die gleichen Erscheinungen, die das Mittelalter der tschechischen Geschichte charakterisieren, wiederholen sich im Ablauf der vergangenen 400 Jahre der Herrschaft der Habsburger. Deutsches Geistesleben ist es, das die Tschechen aus der Umnachtung des katholischen Barock zu neuem nationalen Bewußtsein erweckt. Es ist Zeugnis eines tschechischen Historikers: „Von den Deutschen haben wir auch die Ideen, welche die Grundlagen unserer Wiedergeburt bilden. Kolar lernt die Liebe zum Vaterland in Jena, die alldeutsche Idee formte er zum Panslawismus, Safarik weilte ebenfalls in Jena und trug den deutschen Romantismus und Philosophenidealismus in sich, welcher sich in ihm ebenfalls zum Panslawismus umbildete. Die Idee des Sokols ist eine Anpassung der Idee des Jahn'schen Turnens an unsere slawischen Verhältnisse. Die Organisatoren Tyrsch und Fügner sind sicher nicht slawischen Ursprungs."

In der mehr als tausendjährigen Zugehörigkeit Böhmens und Mährens zum Deutschen Reich hat sich ein eigenes Gesetz der tschechischen Geschichtsentwicklung gebildet, dessen Unerbittlichkeit wir gerade in diesen Tagen erleben. Niemals hat sich das tschechische Volk als staatsbildend und staatserhaltend erwiesen, ebenso wie es selbst nicht kulturschöpferisch sich ausgewirkt hat. Die Ursachen für diese tragische Erscheinung eines Volkes liegt in der Sünde wider das Blut, mit der die Tschechen in die europäische Geschichte eingetreten sind. Sie erklärt auch den inneren Zwiespalt, der den Charakter und das politische Wollen der Tschechen kennzeichnet. Es ist eingangs dargestellt worden, daß die Tschechen als Unterjochte und Unterdrückte der Awaren in den Sudetenraum gekommen sind. Wir wissen nicht, wie lange sie vorher schon unter dem Machteinfluß der Awaren gestanden sind. Aber wir besitzen eine zeitgenössische Quelle im Jahrbuch des fränkischen Mönchs Fredikar, der uns schildert, daß es Gewohnheit der Awaren gewesen ist, die unterjochten und abhängigen Völker an die Spitze ihrer Eroberungszüge zu stellen und sie dort solange kämpfen zu lassen, bis sie entweder den Sieg errungen oder das Eingreifen der Awaren notwendig gemacht haben. In der Winterszeit aber nahmen sie die Frauen und Töchter der Unterjochten in ihre Zelte. Rassengeschichtlich gesehen bedeutet dieser Brauch der Awaren eine Schwächung der kämpferischen Schicht der slawischen Stämme bei einer gleichzei-

tigen Rassenvermischung. Diese Sünde wider das Blut, die die Tschechen belastet, erklärt alle Erscheinungen ihres staatlichen Lebens und die Eigenartlichkeit ihrer Geschichte. In allen Epochen deutscher Einflußnahme und Machtgestaltung in den Sudetenländern erlebt das tschechische Volk ein Aufblühen und einen Aufstieg in allen Bereichen des menschlichen Lebens. So bedeuten die Herrschaft der Przemysliden, der Luxemburger, und auch der Habsburger Höhepunkte ihrer Geschichte. Aber in all diesen Perioden sammeln sich die Kräfte der Zerstörung, die an die Macht gekommen, sich in einem sinnlosen Vernichten aller geschaffenen Werte austoben. Ihr Haß gegen das Deutschtum ist ein Protest gegen die überlegene Kulturleistung. So erleben wir nach der gewaltsamen Beendigung der Herrschaft der Przemysliden eine Periode des Verfalles, von der die zeitgenössischen Chronisten klagen, daß die Adeligen des Landes „raubend und plündernd durch das Land ziehen, so daß in vielen Orten und Dörfern weder Menschen noch Tiere zu finden sind." Und ein anderer tschechischer Chronist erklärt: „Ist es doch eine häßliche Gewohnheit(!) oder vielmehr Verderbtheit(!) unseres Volkes, das eigene Land wütender als der Feind zu vernichten". Dieses Zeugnis des zeitgenössischen Chronisten ist ebenso bedeutsam wie der Ausspruch des tschechischen Historikers und Politikers im 19. Jahrhunderts, Palacky, der einmal vom „geheimen Gift" sprach, „das am Wesenskern des tschechischen Volkes" zehre. Dieses Gift ist der awarische Bluteinschlag des tschechischen Volkes, der auch die häßliche Gewohnheit und Verderbtheit des tschechischen Volkes bedingt, die zu Zeiten einer selbständigen tschechischen Herrschaftsführung als Zerstörungssucht in Erscheinung treten.

Wie die glanzvolle Zeit der Luxemburger, die von tschechischen Chronisten selbst als das „Goldene Zeitalter Böhmens" gefeiert wird, die Jahrzehnte der furchtbaren Zerstörungsarbeit der Hussiten folgte, so tragen die zwei Jahrzehnte selbständiger tschechischer Herrschaftsführung nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie die gleichen Zeichen eines allgemeinen Verfalles. Denn auch die kurze Epoche der Staatsführung Masaryks und Benesch' charakterisiert eine entscheidende Ausschaltung des deutschen Einflußes auf die Gestaltung des Schicksals der Sudetenländer. Die Bilanz dieser Zeit mit ihrem wirtschaftlichen Verfall läßt sich wohl nicht besser zum Ausdruck bringen als durch die Tatsache, daß die finanzielle Verschuldung des tschechischen Volkes so groß ist, daß auf den Kopf der Bevölkerung die gleiche Summe fällt, die bisher als Existenzminimum für einen Erwachsenen für ein Jahr staatlich festgesetzt worden ist.

Eine falsche Darstellung der geschichtlichen Vergangenheit hat die tschechische Politik seit den Revolutionstagen des Jahres 1848 verleitet eine antideutsche Politik zu treiben. Den Kampf der Tschechen im alten Österreich-Ungarn gegen den Wiener Zentralismus begründeten sie mit einem angeblich tausendjährigen Kampf der tschechischen Urdemokraten gegen das deutsche Feudalwesen. Masaryk stellte dem tschechischen Volk seine Aufgabe bereits auf einer europäischen Ebene und verlangte von ihm die Erfüllung einer antideutschen Funktion als Sinn seiner europäischen Sendung. So sollte der neue tschechische Staat Bollwerk gegen den deutschen Drang nach dem Osten werden. Mit dieser Zielsetzung aber verließ die tschechische Politik die Gesetze der tschechischen Geschichtsentwicklung und verleugnete die Erfahrungen der Vergangenheit, die gezeigt haben, daß die glücklichsten Zeiten und die Höhepunkte der tschechischen Geschichte zusammenfallen mit der deutschen Herrschaft über den Sudetenraum und daß in all jenen Epochen der Geschichte ein wirtschaftlicher und kultureller Verfall des Landes eintrat, in dem die Tschechen den deutschen Einfluß ausschalten wollten und sich gegen die Politik des Reiches stellten. Es ist Lehre der tschechischen Geschichte, daß das Deutschtum niemals den tschechischen Lebensraum vernichtet oder gar den Versuch einer gewaltsamen Entnationalisierung des tschechischen Volkes vorgenommen hat. Wohl aber haben die Tschechen wiederholt den sudetendeutschen Lebensraum verwüstet und erst in den vergange-

Tolsburg,
Ordensburg am finnischen Meerbusen

nen zwei Jahrzehnten ihre Absichten deutlich bewiesen, eine gewaltsame Entnationalisierung des Deutschtums in den Sudetenländern herbeizuführen.

So gesehen, bedeutet für die Tschechen die Errichtung des deutschen Protektorates über die Sudetenländer nicht ein nationales Unglück, wie man die Ereignisse der letzten Wochen hinzustellen sich bemüht, sondern vielmehr eine Schicksalswende. Der Sudetenraum kann jetzt seine natürliche geographische Funktion im deutschen Mitteleuropa wieder erfüllen. Das tschechische Volk aber ist mitten hineingestellt in die europäische Aufgabe des Reiches.

An die Österreicher

Ahnt ihr, Freunde, wie des Nordens
Wächterstimme nach euch schreit
Und was aus dem Qualm des Mordens
Hochsteigt für die Ewigkeit?
Wie die Grenzen hingeschmolzen,
Die im Frieden uns getrennt,
Und wie in dem Kampf, dem stolzen,
Jedes Herz für euch entbrennt?

Ahnt ihr, Freunde, fern im Süden,
Welch ein Segen unsrer harrt,
Wenn uns einst der Sieg beschieden
Und die Not zum Danke ward?
Wenn der Tag der Weltenwende
Leuchtend durch die Lande geht
Und viel hunderttausend Hände
Sich verschränken zum Gebet. —
Lob und Preis dem Herrn zu bringen,
Der den wirren deutschen Geist
Mit des Südsturms Feuerschwingen
Lichterloh in eins geschweißt,
Der auf tausend deutschen Äckern
Eh'rne Saat erreifen ließ
Und des Volkes Auferweckern
Flammen in die Seele blies?

— — — — — — — — — —

Und so naht uns durch die Weiten
Eurer Inbrunst Glutenhauch!
Mögt ihr für euch selber streiten,
Für uns streitet ihr ja auch.
So soll unsre Freundschaft gelten,
So erblüh' zu heil'ger Kraft
In dem Ringen mit drei Welten
Unsres Blutes Brüderschaft!

Hermann Sudermann

(„Neue Freie Presse" vom 30. April 1914.)

Erich Maschke

Hermann von Salza und der deutsche Ostraum

1239/1939 – Zum 700. Todestage des Hochmeisters

Unter den Territorien, die im Zuge der großen ostdeutschen Landnahmebewegung des Mittelalters entstanden, nimmt der preußische Ordensstaat eine Sonderstellung ein. Nicht die Tatsache, daß er zunächst ohne unmittelbaren Anschluß an den damaligen deutschen Reichs- und Volksboden entstand, war für seine Entwicklung wesentlich, denn die räumliche Verbindung konnte noch vor dem Ablauf des ersten Jahrhunderts der Ordensgeschichte in Preußen organisch hergestellt werden und die deutschen Siedlungsströme erreichten das Ordensland ohne Mühe, wie ja staatliche Grenzen für die mittelalterliche deutsche Ostwanderung nirgends eine Schranke gebildet haben. Hingegen unterschied sich die staatliche Struktur des preußischen Ordensbesitzes von den übrigen ostdeutschen Landschaften in eben dem Maße, in dem sich das Wesen des Ordens von den zahlreichen weltlichen und wenigen geistlichen Fürsten unterschied, die am Aufbau eines deutschen Ostraums in der Zeit vom 10. bis 14. Jahrhundert teilhatten.

Wenn der preußische Ordensstaat sich in seinem Wesen so einzigartig von den übrigen Staatsbildungen Mitteleuropas abhob und wenn er andererseits so unbedingt an das Schicksal des deutschen Volkes gebunden war, daß selbst der Zweite Thorner Friede des Jahres 1466 diese Bindungen nicht hatte zerreißen können, so war eine solche geschichtliche Stellung das Werk des Mannes, der zum eigentlichen Gründer des deutschen Staates in Preußen wurde, des Hochmeisters Hermann von Salza.

Seine Gestalt gehört in den letzten großen Abschnitt der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung hinein, der etwa das 13. und 14. Jahrhundert umfaßt. In dieser Zeit griff die deutsche Wanderung am weitesten nach Nordosten und Südosten aus. In beiden Richtungen hat auch der politische Wille Hermanns von Salza angesetzt: an der Südostflanke der völkischen deutschen Ostfront suchte er den deutschen Orden in Siebenbürgen anzusiedeln und am äußersten Abschnitt der Nordostflanke schuf er den preußischen Ordensstaat, mit dem er noch den livländischen Ordensstaat verband. So umspannt sein Planen und Wirken die ganze Weite des deutschen Ostens, wie er sich in jenen Jahrhunderten der deutschen Ostbewegung grundlegend für das gesamte künftige deutsche Schicksal im Osten bildete.

Nachdem schon einzelne Könige des Fränkischen Reiches tastend ihren Einfluß über die damalige Ostgrenze hinaus auf die slawischen Länder auszudehnen versucht hatten, war Karl der Große in den Donauraum eingedrungen und hatte im Anschluß an die bayrische Stammespolitik und -siedlung die Ostmark und die Pannonische Mark gegründet. Waren auch seit dem ausgehenden 9. Jahrhundert die Ungarnstürme über sein Werk dahingebraust, so wurde es davon in den Grundlagen doch nicht völlig zerstört, und selbst ländliche Siedlungen blieben erhalten.

Doch erst nachdem die Übertragung der ostfränkischen Krone auf den Herzog eines nichtfränkischen Stammes, auf den Sachsenherzog Heinrich I. das junge deutsche Volk endgültig aus den Bindungen der fränkischen Universalmonarchie herausgerissen hatte und der sächsische Stamm seine ungebrochene Kraft zum Schutze und zur Ausweitung der Ostgrenze mit den Kräften der anderen deutschen Stämme verband, setzte die geschicht-

liche Wende ein, die zur Rückgewinnung des alten germanischen Siedlungsbodens im Osten führte.

Die innere Einigung der deutschen Stämme, die Fernhaltung der Ungarn aus Deutschland und die Unterwerfung der angrenzenden slawischen Gebiete verbanden sich in der Ostpolitik Heinrich I. zu einer unlöslichen Einheit. Er benutzte einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn dazu, um an der Ostgrenze ein Burgensystem zu errichten, das mit königlichen Dienstmannen besetzt wurde. Dann stieß er über die Elbe-Saale-Grenze vor, unterwarf die Heveller und drang in Böhmen ein. Im Jahre 933 wurden die Ungarn an der Unstrut entscheidend geschlagen. Heinrich I. hatte dem deutschen Volke den Weg in den Osten wieder aufgetan.

Sein Sohn, Otto der Große, schritt auf diesem Wege weiter. Die Ungarnkriege zeigten, daß die Sicherung des deutschen Lebensraumes von der Unterwerfung, Führung und Ordnung des westslawischen Splitterfeldes vor den deutschen Toren abhing. Wenn diese politische Organisation in den Jahrzehnten um die Mitte des 10. Jahrhunderts erfolgte, so hatte sie nicht nur den Zweck politischer Eroberung, sondern den tiefen Sinn einer politischen Ordnung aus dem Herzen Europas heraus. Die Formen, die Otto dafür wählte, waren zweifacher Art. Seine Markgrafen, unter denen Hermann Billung an der unteren Elbe und Gero östlich der Elbe und Saale die deutsche Macht am gewaltigsten verkörperten, schufen einen breiten Markengürtel, der sich vor die deutschen Stammesgebiete legte. Als einige Jahre nach dem Tode des Kaisers dem Babenberger Luitpold die Ostmark an der Donau anvertraut wurde, war auch im Südosten eine Festigung und Sicherung der Markgebiete eingetreten. Waren diese Marken das Mittel staatlicher Herrschaft, so waren die Bistümer, die Otto I. gründete, außer ihrer kirchlichen Zwecksetzung, entsprechend dem Charakter der ottonischen Reichskirche eine andere Form politischer Leitung, die zudem einen bedeutenden kulturellen Einfluß auf die slawischen Länder sicherte. Nachdem im Norden Ripen, Aarhus und Schleswig, im Osten Brandenburg und Havelberg (948) gegründet worden waren, verwirklichte Otto erst zwei Jahrzehnte später den alten Lieblingsplan eines Erzbistums Magdeburg, dem er ursprünglich den ganzen slawischen Osten ohne Begrenzung als Tätigkeitsfeld hatte übertragen wollen; die Einrichtung des Bistums Prag im Jahre 973 schloß diese Maßnahmen ab.

An diese unmittelbare deutsche Herrschaftszone der Markgrafenschaften und der deutschen Bistümer schloß ein weiteres Gebiet von Abhängigkeitsbeziehungen an: Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn wurden Lehnstaaten des deutschen Reiches. Sie blieben es freilich mit Ausnahme Böhmens, das vollständig in das Reich hineinwuchs, nur vorübergehend, aber bis in das 13. Jahrhundert haben die deutschen Könige an ihrem Recht einer Oberhoheit festgehalten; noch das aus diesem Recht erfolgende Eingreifen Friedrich Barbarossas in Schlesien (1157) hat den Auftakt zur Loslösung Schlesiens von Polen und zu seiner Eindeutschung gegeben.

Alle diese deutschen Herrschaftsformen waren staatlicher Natur. Deutsche Siedler waren an ihr im Markengebiet östlich von Elbe und Saale nur als Krieger beteiligt. Allein im Südosten setzte in den zeitgegebenen Formen grundherrlicher Siedlung bereits eine Bauernwanderung ein, die recht beträchtlichen Umfang hatte und mehr als ein Jahrhundert älter war als die weiter nördlich einsetzenden Wanderungen. Diese Herrschaftsformen waren des weiteren gebunden an das deutsche Königtum. In dem Maße aber, in dem dieses durch die Feindschaft und den Egoismus der deutschen Fürsten, durch den Investiturstreit und durch die Italien- und Rompolitik in seinen besten Kräften gelähmt oder doch gebunden wurde, war es außerstande, die alten Herrschaftsrechte und -formen im Osten wahrzunehmen.

An seine Stelle traten im 12. Jahrhundert die Fürsten. Die Babenberger im Südosten, die Wettiner in der Mark Meißen, die Askanier in der Mark Brandenburg, die Schauenburger in Holstein und der größte unter ihnen, um eine Generation jünger als die anderen ersten

bedeutenden Vertreter deutscher Fürstenmacht im Osten, Heinrich der Löwe, führten den Kampf um den deutschen Osten fort. Sie weiteten ihre Territorien mächtig nach Osten aus, und wenn ihr Nebeneinander auch eine Zersplitterung schuf, die unter der einheitlichen Führung eines starken Königtums zu vermeiden gewesen wäre, so zwang sie der Wettbewerb gegeneinander doch auch zum stärksten Einsatz für die Ausweitung der eigenen Macht im weiten Raum des Ostens.

Diese ostdeutschen Landesfürsten begnügten sich jetzt aber nicht mehr mit politischen Eroberungen in den angrenzenden Slawenländern, wie die Markgrafen der ottonischen Zeit, sondern sie begannen mit der deutschen Besiedlung ihrer Länder. Das großartigste Vorbild bot darin wiederum Heinrich der Löwe, der nicht nur sein unmittelbares Herrschaftsgebiet überblickte, sondern mit der Neugründung Lübecks und mit verschiedenen Handelsmaßnahmen den ganzen Ostseeraum unter seinen Einfluß zu bringen begann. Ostdeutsche Staatsgründung bzw. -ausweitung und Siedlung gingen jetzt Hand in Hand.

Der staatlichen Ausdehnung wurde eine gewisse Grenze dadurch gesetzt, daß sich die slawischen Staaten inzwischen zu weit organisiert hatten, als daß sie noch ohne weiteres in die deutschen Territorien hätten einverleibt werden können. In Mecklenburg wie in Pommern wählte daher etwa Heinrich der Löwe die Form, daß er die einheimischen Dynastien nur von sich abhängig machte. Wurden diese dann wenigstens teilweise deutsche Reichsfürsten, so entzogen sich darüber hinaus die Fürsten, deren Vorfahren beim deutschen König zu Lehen gegangen waren, dieser Bindung ganz, und im 13. Jahrhundert war die deutsche Oberhoheit etwa über Polen nur noch theoretisch bewahrt.

Jetzt aber trat ein neues Element in die Entstehung des deutschen Ostraumes dadurch ein, daß auch die nichtdeutschen Fürsten daran gingen, deutsche Siedler in ihre Länder zu rufen. Hatte Ungarn damit bereits im 12. Jahrhundert begonnen, so nahmen im 13. Jahrhundert nicht nur die slawischen Fürsten, die — inzwischen übrigens durch starke deutsche Bluteinschläge längst mehr oder minder eingedeutscht — deutsche Fürsten im rechtlichen und politischen Sinne waren, wie die Pommern und Böhmen, sondern ebenso auch die anderen Fürsten deutsche Siedler in ihr Land. Das galt vornehmlich für die polnischen Teilfürsten aus dem Hause der Piasten.

Doch von ihnen wurden nur die Länder der schlesischen Herzöge auf dem Wege über die böhmische Krone im 14. Jahrhundert Teil des deutschen Reichs. Im übrigen aber war die große Frage für den ganzen deutschen Ostraum die, ob sich in breiter Front vor der ostdeutschen Staatsgrenze jener Zeit ein Gürtel von Staaten hineinziehen würde, der zwar die deutschen Siedler in größtem Umfange in seine Grenzen aufnahm, aber gerade, gestärkt durch die kulturellen und allgemeinen Kräfte dieser Deutschen, sich politisch außerhalb der deutschen Einflußmöglichkeiten halten würde.

So lagen die Schicksalsfragen des deutschen Ostraumes, als Hermann von Salza die Brüder seines Ordens erst nach Siebenbürgen und dann nach Preußen aussandte.

Der deutsche Orden war im Jahre 1198 aus einem 1190 vor Akkon in Syrien gegründeten Spital in einen Ritterorden umgewandelt worden. Seine Anfänge lagen also im Mittelmeerraum, in der Kreuzfahrerwelt. Hier war auch Hermann von Salza (1209) als der vierte Hochmeister an die Spitze des jungen Ordens gestellt worden. Das neue Ordenshaupt stammte aus Thüringen. Hier war die erste und älteste Ballei des Ordens in Deutschland entstanden. Hier hatte eine tiefe Religiosität Gestalten wie die Heilige Elisabeth hervorgebracht. Die thüringischen Landgrafen gehörten zu den eifrigsten Kreuzzugsteilnehmern dieser Jahrzehnte. Der thüringische Stamm war aber auch einer der deutschen Stämme mit Grenzlage nach Osten, der erfolgreich die deutsche Besiedlung des ostsaalischen Vorfeldes begonnen hatte und seine Siedler schon in entferntere Landnahmegebiete sandte. Innerhalb der ostdeutschen Grenze hielten die Thüringer genau das Mittelstück besetzt.

Für die Einfügung der Ordenskräfte in den deutschen Ostraum sind diese heimatlichen Beziehungen Hermanns von

Salza zunächst nur von geringerer Bedeutung gewesen. Dagegen wurde der Hochmeister vor neue politische Möglichkeiten gestellt, als König Andreas II. von Ungarn den Orden im Jahre 1211 in das Burzenland berief. Hier, im ungarisch-kumanischen Grenzraum Siebenbürgens sollten die deutschen Brüder Landbesitz zu bestimmten Rechten erhalten und dafür den Grenzschutz des Landes gegen die heidnischen Kumanen übernehmen.

Vom Orden wie vom ungarischen Könige her gesehen, lagen die Wurzeln dieser neuen Beziehung zunächst in der Welt der Kreuzzüge. Ungarn lag an der großen Heerstraße nach Byzanz und Kleinasien, die die Kreuzfahrerheere zu marschieren pflegten, soweit sie nicht den Seeweg vorzogen. Andreas II. hat selbst im Jahre 1217 einen Kreuzzug unternommen. Doch bald stellten sich andere Zusammenhänge ein. Der Orden fand schnell den Anschluß an die deutsche Siedlung, die von den ungarischen Königen schon seit einigen Jahrzehnten aufgenommen war, und rief deutsche Bauern in seinen burzenländischen Besitz, deren Nachkommen noch heute einen Teil des siebenbürgischen Deutschtums bilden. Dann aber benutzten die Brüder gerade die deutsche Siedlung als Hebel, um die politischen Bindungen ihres Besitzes zu lockern. Sie begründeten an der Kurie ihre Bitte um Übernahme des Obereigentums am ungarischen Ordensbesitz durch den Papst eben damit, daß dann eine größere Zahl von Siedlern ins Land kommen und damit das Christentum gemehrt werden würde. Berührte die Tatsache, daß der Orden sein Land in Schutz und Eigen der Kurie gab, auch nicht die Hoheitsrechte des ungarischen Königs, so ließen doch Versuche der Brüder, die ihnen überlassenen Burgbau-, Münz- und anderen Hoheitsrechte auszuweiten, keinen Zweifel darüber, in welcher Richtung ihre Bestrebungen gingen: sie wollten aus dem Kampfeinsatz in einem Grenzgebiet, das in Wirklichkeit noch nicht in festen Händen war, einen eigenen Staat begründen.

Der Versuch scheiterte, denn der ungarische König vertrieb die Brüder bereits im Jahre 1225. Alle Versuche, den burzenländischen Besitz in den nächsten Jahren zurückzugewinnen, schlugen fehl. Doch auch der Versuch bleibt geschichtlich von der größten Bedeutung. Indem der Orden im östlichen Mitteleuropa Fuß faßte und sich den Anschluß an die ostdeutsche Siedelbewegung sicherte, hatte er den politischen Raum des Mittelmeers und die geistige Welt der syrischen Kreuzfahrerstaaten verlassen und war eingerückt in die großen Zusammenhänge des weiten Vorfeldes vor dem geschlossenen deutschen Siedlungsboden, das sich gerade damals in ganz Ostmitteleuropa der deutschen Siedlung auftat. So wurde für den Orden selbst das burzenländische Unternehmen eine politische Probe, deren Erfahrungen für Staatsgründung und Siedlung er dann in Preußen verwenden konnte. Darüber hinaus aber hätte ein Gelingen der Ordenspläne in Siebenbürgen dort nicht nur deutsche Volkssiedlung wachsen lassen, sondern im Südosten des Reiches als weit vorgeschobenen Vorposten einen deutschen Staat entstehen lassen. Was das für den deutschen Südosten hätte bedeuten können, ist nicht abzuschätzen, denn man darf nicht wagen, die Wirklichkeit der preußischen Staatsgründung, die doch durch die Mission auf sehr anderen Grundlagen beruhte, als Möglichkeit auf den Südosten zu übertragen. Nur umgekehrt ist deutlich, daß das Fehlen eines vorgeschobenen Reichspostens im Südosten, wie es der preußische Ordensstaat im Nordosten wurde, der Volkssiedlung auch den Rückhalt entzog, den ein Ordensstaat im Burzenlande hätte bilden können.

Ganz kurz nach dem Ende des siebenbürgischen Unternehmens sollte sich im Nordosten verwirklichen, was im Südosten mißlungen war. Herzog Konrad von Masowien bot dem deutschen Orden das Kulmerland zwischen Weichsel, Drewenz und Ossa und die Aussicht auf die preußischen Stammesgebiete an, wenn er bereit war, den Kampf gegen die Preußen aufzunehmen, deren sich der Herzog selbst nicht mehr erwehren konnte. Hermann von Salza war bereit, auf das Angebot einzugehen. Doch jetzt schuf der Hochmeister dem künftigen Ordenslande den Rückhalt, den der Ordensbesitz im Burzenlande nicht hatte haben können.

Im März 1226 erhielt der Freund und politische Ratgeber Friedrichs II. in der Auseinandersetzung mit der Kurie, der Hermann seit einer Anzahl von Jahren geworden war, vom Kaiser ein Privileg, in dem die Rechtsstellung des Ordensstaates im voraus festgelegt wurde. Der Kaiser nahm den Ordensbesitz, der ja erst erkämpft werden sollte, in den Verband des deutschen Reiches auf. Preußen wurde ein Teil des deutschen Reiches, noch ehe der erste Schwertstreich zu seiner Eroberung getan war. Dem Orden wurden die entsprechenden Hoheitsrechte übertragen, der Hochmeister erhielt eine Stellung nach Art der eines deutschen Reichsfürsten.

Im gleichen Jahre und gewiß auch in einem inneren Zusammenhange mit der Festlegung der Rechtsstellung Preußens als eines Teils des deutschen Reiches trat der ganze Ostseeraum in das Blickfeld der Reichspolitik. Lübeck wurde zur Freien Reichsstadt erhoben und begann damit den geschichtlichen Platz einzunehmen, den es an der Spitze der deutschen Hanse Jahrhunderte hindurch behaupten sollte. Ebenfalls im Jahre 1226 wurden dem Schwertbrüderorden in Livland bestimmte königliche Hoheitsrechte vom Kaiser verliehen. Bei allen diesen Maßnahmen aber war Hermann von Salza beteiligt, der zwei Jahre zuvor selbst nach dem Norden gereist war, um in der Angelegenheit des von Heinrich von Schwerin gefangenen Dänenkönigs Waldemar zu verhandeln.

Auch wenn man den Hochmeister in allen diesen Fragen nicht als treibende Kraft nachweisen kann, so ist doch kein Zweifel daran, daß er an ihnen handelnd beteiligt war. So taten sich in diesen Jahren vor ihm nicht nur die Aussichten auf den preußischen Ordensstaat auf, sondern der ganze Ostseeraum lag vor ihm mit seinen politischen Aufgaben, die soeben durch den erfolgreichen Kampf gegen die dänische Vorherrschaft neue Aussicht auf Verwirklichung erhielten. Für die Reichspolitik Friedrichs II. war dieses Eingreifen in Nord und Ost nur von vorübergehender Natur. Für den Orden aber wurde es von grundlegender Bedeutung.

Denn jetzt war die Zugehörigkeit des Preußenlandes zum Reich gesichert und wurde es schon in der Zeit der Planung und der Vorbereitungen hineinverwoben in den großen Raumzusammenhang der Ostsee, in der bald die Hanse die beherrschende Macht werden sollte. Die große Einheit der politischen Aufgaben, die dem deutschen Volke im Nordosten gestellt waren, wurde in dieser geschichtlichen Stunde begründet und für Jahrhunderte gesichert.

Vier Jahre vergingen, bis der masowische Herzog die Forderungen des Ordens anerkannte. Dann konnte der Kampf um einen unabhängigen, nur dem Deutschen Reiche angehörigen Staat in Preußen beginnen. Dieser Staat beruhte auf der Eroberung durch das Schwert. Er unterschied sich von jenen älteren deutschen Eroberungen in den ostelbischen Landen dadurch, daß als seine primäre Aufgabe die gewaltsame Christianisierung der preußischen Stämme angesehen wurde und der Landesherr ein geistlicher Ritterorden war, der für den bewaffneten Kampf im Dienste für den Glauben gestiftet worden war. Andererseits zeigte er ebenso wie Livland bedeutende Ähnlichkeit mit der deutschen Ostbewegung der ottonischen Zeit mit ihren Marken und Kirchgründungen. Preußen und Livland stellen die einzigen deutschen Staatsgründungen des 13. Jahrhunderts und die letzten überhaupt auf ostdeutschem Boden dar. Dort allein wurde, wenn man von der andersgearteten Entwicklung Schlesiens absieht, deutscher Reichsboden während des Mittelalters neu und in wesentlichem Umfange erworben.

Der entscheidende Unterschied gegenüber dem Vorrücken der deutschen Staatsgrenze nach Osten in früheren Jahrhunderten lag freilich darin, daß in Preußen Staatsgründung und Siedlung engstens zusammengehörten. Schon in den ersten Jahren nach Aufnahme des Kampfes gründete der Orden die Städte Thorn und Kulm und die Ansiedlung bürgerlicher und adliger Siedler wurde planvoll fortgesetzt, bis die Befriedung Preußens seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts die Ansetzung deutscher Bauern und damit die Aufnahme der entscheidenden Rode- und Siedlungsarbeit im Lande erlaubte. So wurde der

deutsche Reichsboden des Preußenlandes auch deutscher Volksboden und Preußen blieb deutsch, auch als die Ordensherrschaft ihr Ende gefunden hatte. So verband der preußische Ordensstaat in großartiger Weise die beiden, in der deutschen Ostbewegung des Mittelalters zeitlich und räumlich keineswegs immer zusammenfallenden Formen der deutschen Rückwanderung in die alten germanischen Siedlungslande, die staatliche und die siedlungsmäßige. Staatsgründung, Bindung ans Reich und volksdeutsche Siedlung fielen im Ordensstaate in einem Schöpfungsakte zusammen, wie er nirgends sonst im deutschen Ostraume sich ähnlich vollzog.

Erfüllt von den stärksten völkischen Kräften vermochte der Ordensstaat daher auch an der deutschen Nordostflanke eine vollwertige machtpolitische Deckung zu gewähren. Nachdem im Jahre 1237 der livländische Schwertbrüderorden in den deutschen Orden aufgenommen worden war, wurde auch die deutsche Geschichte Livlands für die nächsten Jahrhunderte enger an die preußische gebunden und wurde der deutsche Orden in Livland wie in Preußen der eigentliche Träger der staatlichen Einheit. Andererseits suchte der Orden die Rückverbindungen nach dem älteren deutschen Reichs- und Siedlungsboden. Langsam und organisch wuchs er über die Weichsel nach Westen, bis die Angliederung Pommerellens im Jahre 1308/09 den Abschluß dieser Bewegung brachte. Zu Beginn des folgenden Jahrhunderts wurde sie noch durch die Erwerbung der Neumark ergänzt.

Was der Ausbau dieser staatlichen Flankenstellung für die Geschichte des deutschen Ostraumes bedeutet hat, lehrt dessen Geschichte bis zur Gegenwart. Es braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Wohl aber gilt es sich des Mannes zu erinnern, der den Adler des Reiches, wie er dann im hochmeisterlichen Wappen geführt wurde, zum Fluge an die Weichsel und Memel aufsteigen ließ: Hermanns von Salza. Denn sein Wille stand hinter den Versuchen des Ordens einen eigenen Staat zu schaffen. Er stellte vor seinen Orden das Ziel deutscher Herrschaft hin, das dann in Preußen verwirklicht wurde.

Hermann von Salza ist niemals selbst in Preußen gewesen. Er hat den Boden des Staates, den er gründete, nicht betreten. Fern im Süden, in dem Mittelmeerraum, aus dem er seinen Orden herausgeführt hatte, starb der Hochmeister am 20. März zu Salerno und wurde in einer Kapelle seines Ordens zu Barletta in Unteritalien beigesetzt. Im Bemühen um die Eintracht zwischen Kaiser und Papst hatte er in den letzten Jahren seines Lebens die staatsmännische Begabung, die ihm eigen war, eingesetzt und seine Kräfte darin erschöpft. Blieb dieses Mühen auch vergeblich, so besteht Hermann von Salza vor der Geschichte doch als der Gründer des preußischen Ordensstaates. Doch er gehört nicht nur dem deutschen Nordosten an. Der letzte große Staatsbegründer der mittelalterlichen deutschen Ostbewegung ist ebenso mit der Geschichte des deutschen Südostens verbunden. Der gebürtige Thüringer, dessen Stammesbrüder bald bis nach Preußen ziehen sollten, um dort zu siedeln, hat in den drei Jahrzehnten, in denen er den deutschen Orden lenkte, mit seinem gewaltigen Willen zu Staat und Herrschaft den ganzen deutschen Ostraum von Preußen und Livland bis nach Siebenbürgen erfaßt und in ihm das staatliche Ziel mit der völkischen Wanderung in untrennbare Verbindung gebracht. So wurde er einer der größten Gestalter, die am Wesen und Werden des deutschen Ostraums geformt und gewirkt haben.

Bartholomäus Blume, Bürgermeister von Marienburg

† 1460

„. . . und uff den freitag noch Dominici wart Blume gericht und in 4 stucken gehauen, und die quartir worden für die stat und schlos gehangen."

Magister Joh. Lindau,
Stadtschreiber von Danzig.

Kerker . . . Das Urteil: der Tod . . . Doch ich bitte nicht, Gott!
Blanken Auges schreit' ich den Weg zum Schafott.

Ohne Furcht will ich knien, wenn der Henker schlägt —
lichter Gedanke ins Licht meine Seele trägt.

All meine Liebe für Preußen, mein Schwert für das Reich!
Leben? Sterben? Der Treue gilt beides gleich.

Meine Schuld? Ich habe an Deutschland geglaubt.
Henker, nimm mir die Hand, nimm mein graues Haupt!

Viertle den wunden, hungergepeinigten Leib,
gib ihn den Vögeln, der Gasse zum Zeitvertreib.

Nein, ich zürne dir nicht, und nicht deinem Amt.
Einzig die Untreu' ist's, die sich selbst verdammt.

Untreu warst du, trotz Ehre und schmückendem Tand,
Hans von Baysen, Statthalter Polens im Land!

Wenn einst der Nachwelt die Schande das Herz verbrennt,
ist es dein Name, den jeder — den keiner nennt.

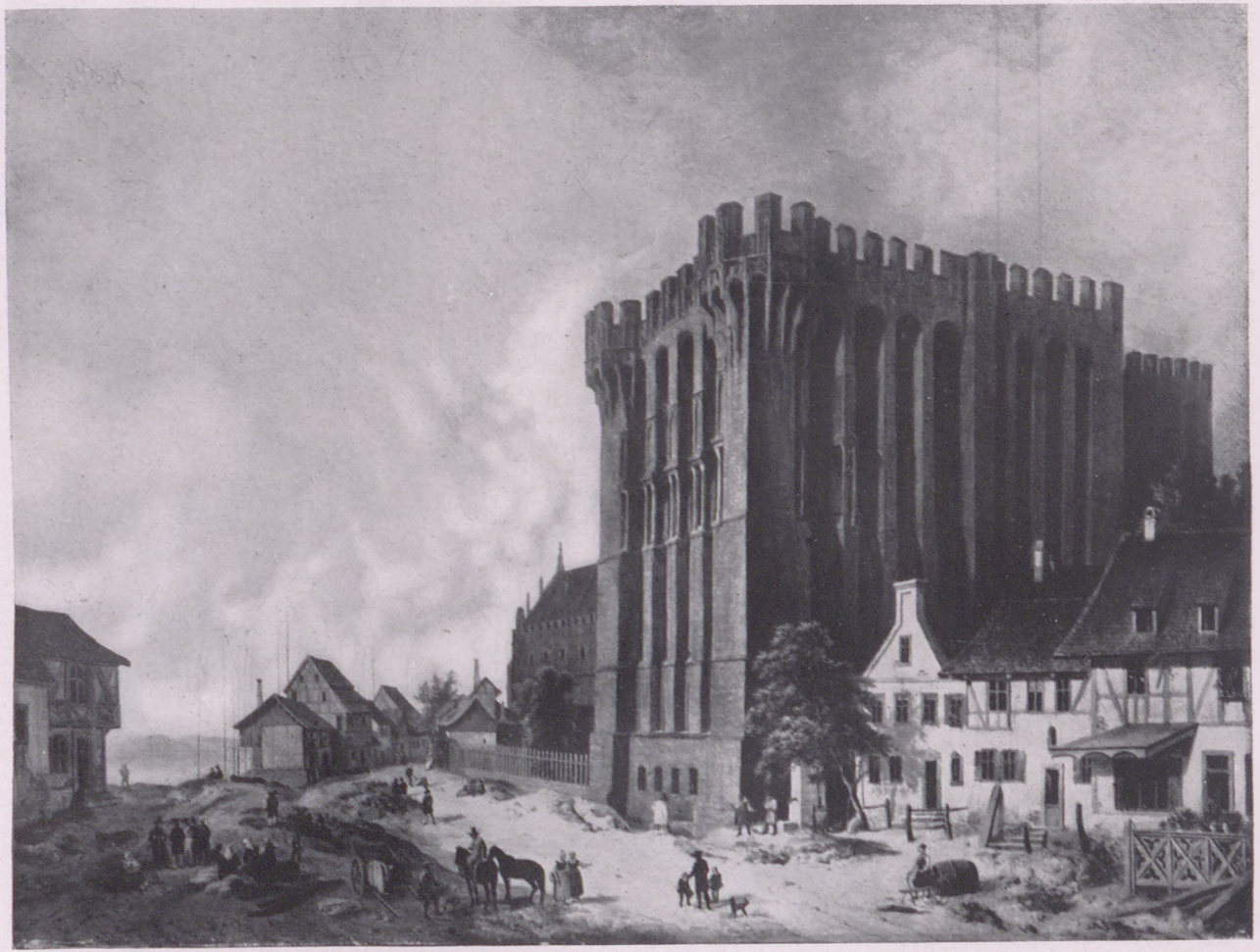
Jeder in Preußen weiß ihn, und jeder schweigt,
weil ihm das Rot der Scham in das Antlitz steigt.

Wo in dem Totenreich die Verräter stehn,
soll, Hans von Baysen, vor allen dein Banner wehn!

Giftige Ernte trieb aus vergifteter Saat —
Sämann warst du, Hochmeisters geschworener Rat.

Dich aber, Heimat im Osten, schütze Gott! —
Aufrecht steig' ich die Stufen empor zum Schafott.

Franz Lüdtke



Das Hochmeisterschloß in Marienburg a. d. Nogat

Ölgemälde von Quaglio im Besitz des Stadtmuseums Danzig

Der Hochmeister stirbt...

Skizze von Franz Lüdtke

Es war zu Beginn des Jahres 1239, als ein riesiger Zug das Bergland von Apulien durcheilte, dem schönen Golf von Salerno entgegen. So schnell als es nur möglich war, wollte man das Ziel erreichen. Aber man mußte dann und wann Halt machen, denn aus der Sänfte, die, von Gewappneten geschützt, den Mittelpunkt der Schar bildete, tönten zuweilen Schmerzenslaute, und dann blickte einer der Begleiter hinter die Vorhänge und fragte den Kranken nach seinem Begehr. Doch selten kam Antwort; das Fieber schüttelte einen gequälten, altgewordenen Mann.

Es war einer der Fürsten des Römischen Reiches deutscher Nation, den sie durch den Winter des Südens trugen, dem Meer entgegen, dem Meer und dem Frühling. Sie sollten ihm Heilung bringen, ihm, der jetzt mit dem Tode rang, dem Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Herrn Hermann von Salza.

Der Kaiser, Herr Friedrich von Staufen, der Zweite dieses Namens, hatte dem siechen Freunde, dem Erprobtesten seiner Räte, einen trefflichen Arzt mitgegeben, einen arabischen Gelehrten, der sich auf alles, was heilte oder heilen konnte, wohl verstand. Wenn die Sänfte hielt, bot er dem Kranken einen Trunk oder trocknete ihm die heiße Stirn. Blickten alsdann die deutschen Ritter ihn fragend an, so schwieg er. Er wußte, sie alle, die germanischen Herren, hatten ihre Hoffnung auf die hohe Schule zu Salerno gesetzt, wohin der Zug eilte, und auf die berühmten Ärzte, die dort zum Staunen aller Welt Wundertaten der Heilung vollbrachten, so daß ihr Ruhm in aller Munde war und die Siechen aus vielen Ländern nach Salerno wallfahrteten, bei ihnen Hilfe zu suchen. — Der Sarazene schwieg; doch als er befragt ward, antwortete er nur: „Allah kann heilen, Allah kann sterben lassen. Es geschieht, wie Allah es will".

Der Golf schimmerte im Leuchten der Märzsonne auf. Endlich! Das Ziel war erreicht! Ein heller Palast empfing die müden Gäste, empfing den kranken Hochmeister. Nicht zur Freude, sondern zu dem letzten menschlichen Tun. Denn Hermann von Salza rüstete sich zum Abschied.

Bange Tage vergingen; die Ärzte von Salerno mühten sich umsonst. Das Fieber zehrte an den Kräften des Sterbenden; er aber war freudig in seinem Innersten; er war zum Fortgang bereit, denn er wußte das Werk seines Lebens getan.

Wenn die Stunden kamen, da das Fieber ihn freigab, wanderten seine Gedanken wie über ein weites Feld. Über Jugend, Mannheit und Alter. Nein, er, der in hundert Schlachten gestanden, fürchtete das Sterben nicht. Er sah den Himmel als einen großen, lichterfüllten Raum, und er wußte, daß er, wenn seine Stunde da war, hier eingehen würde mit anderen treuen und tapferen deutschen Männern. Er hatte keine Furcht.

Einmal ließ er sich, da die Sonne wärmend auf dem Vorfrühlingslande lag, hinaustragen auf den Altan des Palastes, noch einmal den schimmernden Golf in seiner Schönheit zu schauen. Ein Ritterbruder war bei ihm, einer, der ihn verstand, ihn begriff, und dem er vertraute. Sprach er nun zu dem jungen Bruder — oder sprach er zu sich selbst? Der Ordensherr lauschte . . .

„Heimat . . ." flüsterte der Kranke. „Thüringer Heimat! Mit Blumen und Liedern! Aber dann die Pflicht, für Gott zu kämpfen! Das Heilige Land in Not! Ungläubige an den Stätten unseres Herrn! Mein Schwert für den Glauben! Leb' wohl, deutsche Heimat. Die Fremde

ruft. Aber du gehst mit mir, Deutschland, Thüringerland! Immer bleibst du in meinem Herzen . . .

Deutscher Orden, schwarzes Kreuz auf weißem Grund! Akkon, stolze Burg im Morgenland! Wieviel deutsches Blut trankst du doch! Dann — —"

Er legte plötzlich die Hand auf den Arm des Ritters, der neben seiner Lagerstatt stand. Der blickte in des Hochmeisters edles Antlitz. Ein Lächeln blühte auf ihm.

„Nicht wahr, Bruder Reinhard, dann machten sie mich zu des Ordens Meister. Der wievielte war ich in der Reihe?"

„Der vierte, Herr, doch du solltest —"

„Laß, Bruder, laß — es ist bald vorüber. Es kommt auf die Augenblicke nicht mehr an. Und du, Bruder Reinhard, höre her, ganz nah!" Und dem sich über ihn Beugenden leis ins Ohr raunend: „Du nimmst mein Vermächtnis mit, nach Deutschland — für Deutschland — —"

Er richtete sich auf und sah über den silbernen Golf, über die im Wind sich kräuselnden Wellen. Er hob die magere Hand und wies hinaus.

„Sieh, Bruder, das Mittelmeer! O, es ist schön! Es zog uns Deutsche zu sich, seit tausend und tausend Jahren. Auch mich. Auch die Staufer. Auch den Kaiser. Es ist ein Zauber um dieses Meer, es läßt uns nicht los. Auch mich nicht, Bruder Reinhard . . ."

Aber dann, fast gewaltsam, laut: „Aber dich soll es nicht halten, euch Jungen nicht, alle Deutschen nicht mehr. Hier ist nicht unser Platz, er ist daheim, nur daheim, im deutschen Land . . ."

Und wieder leise, mühsam, wie enttäuscht: „Wir glaubten, wir alle, der Süden könne uns Heimat werden. Irrtum, Bruder Reinhard, oder Lüge! Heimat ist nur daheim, nur im Norden. Wo das Nordmeer flutet, wo die Ostsee rollt, da ist unsere Heimat, da soll sie es werden — für dich — für euch — für meinen Orden. Verstehst du, warum ich den Orden nach Preußen sandte?"

Der Ritter nickte. „Ja, Herr, ich verstehe"

„Gut, Bruder Reinhard, höre. Und halte es fest, sag' es weiter, allen Brüdern vom Deutschen Hause: in Preußen ist ihre Heimat. Schon lange hab' ich's gewußt, Bruder Reinhard, daß der Süden das Grab der Deutschen ist. Der Süden trinkt unser Blut, umsonst. Der Süden frißt uns mit Fieber, umsonst. Wir können das Land nicht halten, es tötet uns. Wir können hier den Bauern nicht ansetzen, und nur wo der Bauer pflügt, wird Heimat. Der Ritter ist tapfer, das Werk des Ritters muß sein. Aber er kann ein Land nur erobern, nie aber zur Heimat machen. Das kann nur der Bauer, das kann nur der Pflug. Das Schwert beginnt, aber der Pflug vollendet. Holt den Bauern ins preußische Land!"

„Ja, Herr," rief jetzt lebhaft der junge Ritter, „so geschieht es auch! Herr Hermann Balk, des Ordens Landmeister in Preußen, holt den Bauern in das Land, das du uns wiesest. Als der Polenherzog uns rief, zur Hilfe gegen die Preußen, da sandtest du Herrn Hermann Balk an die Weichsel, da baute er Burgen, Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, den ganzen Strom entlang, Burg an Burg, und Stadt an Stadt, aber sein Ruf ging ins ganze Reich, sein Ruf ging zu den Bauern, und der Bauer kam, Herr, und das Land im Osten, das preußische Land, wird nicht nur ein Land deiner Ritter, es wird deutsches Bauernland, Herr, von deutschen Pflügen durchpflügt!"

„So ist mein Werk erfüllt!" Ein leises Lächeln verklärte des Hochmeisters schmales Gesicht. Wie verjüngt sah er aus. „Mein Werk erfüllt . . ."

„Ja, Herr," rief wie aus innerster Herzenswärme jetzt der junge Ordensritter, „ja, Herr, dein Werk ist erfüllt! Nicht alle verstanden es, nicht alle begriffen, warum du das Heilige Land, warum du Ungarn, warum du das schöne Mittelmeer ließest und uns Neuland im Norden wiesest! Aber wir Jungen wissen es: dort, wo ein anderes, kühleres Meer rauscht, sollen wir Heimat schaffen, für den Orden, und für unser Volk! Und du, Herr, der du dein Leben hinopfertest im Süden, immer bei des Kaisers Majestät, immer als Mittler zwischen Kaiser und Papst, immer im vergeblichen Ringen der weltlichen und der geistlichen Macht, du sahest schärfer als alle Zweifler und Besserwisser! Du wußtest, warum du uns die große Aufgabe im Norden gabst!

Denn hier, Herr, ist die Aufgabe der Deutschen nur begrenzt, hier kommen wir und gehen, aber nie kann hier Heimat sein, für die Staufer nicht, und nicht für den Orden! Aber dort, am Weichselstrom, wo sie uns riefen, im weiten preußischen Lande, dort ist unsere ewige Aufgabe, für das Reich, für das deutsche Volk, für Ritter und für Bauern, für unabsehbare Geschlechter. Dank, Herr, daß du die rettende Tat getan hast, deines Lebens größte Tat: uns vom Mittelmeer zur Ostsee zu führen, uns eine Heimat zu geben!"

In tiefer Bewegung kniete der Ritter neben dem Hochmeister nieder, dessen Hand zu küssen. Die Hand war kalt geworden. Aber immer noch lag ein frohes Lächeln über dem Antlitz des Hochmeisters Hermann von Salza.

Der Ritter stand auf; er ließ das Auge schweifen, weit über den Golf von Salerno, weit über das schöne Südland, nordwärts, wo er die hohen Alpen wußte, und weiter noch, immer weiter, dorthin, wo die Weichsel ihre Fluten zur Ostsee trieb, und hin zu dem Meer des Nordens. Der Ritter sah Deutschland, er sah deutsche Heimat im Osten, im preußischen Land. Er sah Zug um Zug in den Osten wandern, er sah Ritter und Kriegsmannen, er sah Männer und Frauen, Buben und Mädchen, er sah Bauern, unendliche Züge deutscher Bauern. Und er sah im Geist ihnen vorausziehen, vorausreiten den toten, nein, den ewig lebendigen Hochmeister, der ihnen Heimat im Osten gewiesen und geschaffen hatte, Hermann von Salza. Auf seiner Stirn lag es wie heiliges Leuchten. Er war eingegangen in seines Volkes unsterbliches Leben . . .

Vieles brachten spätere Jahrhunderte Deutschland, manches konnte aufgegeben werden, ohne daß der Lebenskern selbst angegriffen worden war; nicht aufzugeben aber waren die Kernlande der neuen Kolonisation des deutschen Ostens, der für die kommenden Jahrhunderte die Voraussetzung des deutschen Lebens überhaupt darstellte und bis in die heutige Zeit die Ernährungsgrundlage der deutschen Nation geblieben ist. Angesichts dieses damit eingeschlossenen Dankes, den das heutige Deutschland an den Deutschen Osten abstattet, gedenken wir voll Ehrfurcht aller Kämpfer, die dem Ruf Hermann von Salzas folgten, vor allem des schweigsamen und bis zum Tode pflichtgetreuen Hermann Balk, der sein ganzes Leben in unerbittlichem Ringen um jeden Fußbreit des neuen Bodens hinbrachte und kurze Zeit nach dem Hinscheiden Salzas als treuer Diener seines Herrn bei einer Heimatreise verstarb.

Alfred Rosenberg

Aus der Rede im großen Remter der Marienburg vom 30. April 1934.

Das Judentum in Osteuropa

Ein wissenschaftlicher Beitrag zur Erkenntnis des Judenproblems

Im Zuge der ungeahnten politischen Entwickelungen des letzten Jahres stehen heute alle diejenigen, die sich aus irgendeinem Grunde mit dem Raum östlich der Grenzen des Reiches zu beschäftigen haben, mehr denn je vor der entscheidenden Notwendigkeit, auf eine Reihe wichtiger Fragen klare und eindeutig formulierte Antworten zu finden. Die praktische Anwendungsmöglichkeit dieser Antworten kann — auch wenn sie sich vielleicht häufig noch in einen bescheidenen Rahmen fügen muß — in hohem Maße eine sinnvoll fortschreitende Weitererschließung deutscher Aufgabengebiete in Osteuropa begünstigen.

Wir sind zu unserm eigenen Vorteil dabei glücklicherweise schon so weit, in den meisten Belangen mit einer gerade diesbezüglich recht selbstzufriedenen und beschaulichen Vergangenheit abgerechnet und von vielen jener traumhaft dunklen Vorstellungen vom Ostland den Weg zu erfreulich nüchternen und dabei im besten Sinne zweckmäßigen Deutungen gefunden zu haben. Um so seltsamer muß es daher erscheinen, daß gerade in der Behandlung eines der entscheidendsten Probleme des gesamten osteuropäischen Raums: bei der Beurteilung der Rolle, die das Judentum dort in vielerlei Hinsicht spielt, und bei der Begrenzung und Wertung seiner Einflußsphäre innerhalb der Ostvölker leider noch immer kaum zu verantwortende Unsachlichkeiten unterlaufen. Sie pflegen nicht selten Folgen und Rückschläge nach sich zu ziehen, die bestenfalls als höchst unerwünscht und unerfreulich zu bezeichnen sind.

Die Gründe dafür sind nicht schwer aufzuzeigen. Sie sind vor allen Dingen durch die Tatsache gegeben, daß beinahe alles, was bisher von nichtjüdischen Verfassern über die Judenfrage geschrieben wurde, vom Typus des Juden ausgeht, wie er aus der Geschichte und aus den gegenwärtigen Verhältnissen West- und Mitteleuropas her bekannt ist. Ja selbst dort, wo vom Weltjudentum im umfassendsten Sinne dieses Wortes die Rede ist, haben wir uns — sicher oft unbewußt — daran gewöhnen lassen, es dem mittel- und westeuropäischen Judentum mit seinen hinreichend beleuchteten Rassenmerkmalen und seinen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Tendenzen gleich zu setzen und darüber die ungeheure Bedeutung zu vergessen, die dem osteuropäischen Judentum als der größten vorhandenen räumlichen Zusammenballung von Juden und als Ausgangspunkt und unerschöpflich scheinendem Blut- und Kräftereservoir aller jüdischen Wanderungsbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts zukommt.

Aus dieser Form der Behandlung der Judenfrage entsteht naturgemäß in dem Augenblick eine Gefahr, wo man, wie es leider immer wieder geschieht, versucht, die für die Wertung westjüdischer Probleme ermittelten Maßstäbe bedenkenlos auf das Ostjudentum zu übertragen. Sie ist um so größer, als nur wenige, schon aus sprachlichen Gründen schwer zugängliche nichtjüdische Wissenschaftler sich bisher mit Teilfragen des Judentums in einzelnen osteuropäischen Ländern befaßt haben, so daß als wesentliches Quellenmaterial vorwiegend Darstellungen aus jüdischer Feder in Frage kommen. Diese sind wiederum nur mit größten Vorbehalten zu verwerten, weil sie von ihren Autoren mit bemerkenswerter Hingabe auf alteingefahrene, tendenziöse Wege geschoben wurden, die einem Deutschen unserer Zeit unmöglich als gangbar erscheinen können.

So erwuchs der deutschen Wissenschaft eine große und eilige Aufgabe aus dem immer dringenderen Bedürfnis nach einer umfassenden, deutschen Darstellung der ostjüdischen Frage. Ein vorzüglicher Kenner des europäischen Ostens, der Dozent an der Königsberger Universität Dr. habil. Peter-Heinz Seraphim, gleichzeitig stellvertretender Leiter des Instituts für osteuropäische Wirtschaft an der Universität Königsberg, hat hier eine Verpflichtung gefühlt und hat mit seinem kürzlich erschienenen Buch*) jedem Interessierten ein vorbildliches einmaliges Handbuch und jedem zu einer Stellungnahme Verpflichteten ein unentbehrliches Rüstzeug in die Hand gegeben, wie es reicher und umfassender kaum denkbar ist. Die außerordentliche Fülle des Quellenmaterials in deutscher, russischer, polnischer, ukrainischer, rumänischer, lettischer, tschechischer und nicht zuletzt in jiddischer Sprache, die sich der Verfasser zugänglich zu machen wußte, bedingte einen ungewöhnlichen Umfang des zu verarbeitenden Stoffes, der nur in strengster Sachlichkeit und unter bewußtem Verzicht auf jedes billige Schlagwort gemeistert und zu einem überzeugenden, klaren Ganzen gestaltet werden konnte.

Der erste Teil des Buches gibt einen einprägsamen Überblick über die großen geschichtlichen Prozesse, die sich seit der Zeitenwende in den weiten Räumen östlich der Weichsel abwickelten und die es dem Judentum ermöglichten, auf den verschiedensten Wegen nach Osteuropa vorzudringen und sich dort festzusetzen. Bei der Untersuchung der Gründe für das im 13., 14. und 15. Jahrhundert erfolgende massenweise Einströmen von Juden aus West- und Mitteleuropa in das Gebiet des damaligen Königreichs Polen widerspricht Seraphim der bisher vorzüglich — und zwar beinahe ausschließlich von jüdischer Seite — verbreiteten Auffassung, daß diese umfangreiche jüdische Bevölkerungsverschiebung auf die „Bedrückung" der Juden in ihren alten Wohnsitzen zurückzuführen sei:

„Will man die tieferen Gründe der jüdischen Ostbewegung erfassen, so muß man sich den Wandel der Bedeutung der großen Welthandelsstraßen vergegenwärtigen. Die großen Handelswege zwischen Orient und Baltischem Meer, die den Flußläufen von Wolga und Dnjepr folgten, verödeten nach dem Tatareneinfall, der beginnenden Auflösung des byzantinischen Reiches und mit der Verlagerung des europäischen Produktions- und Konsumsschwergewichts auf das Gebiet zwischen Amsterdam—Burgund—Genua im Westen und Lübeck—Nürnberg—Venedig im Osten. Für die Erlangung der orientalischen Handelsgüter verschob sich das Verkehrszentrum auf die Handelsstädte Oberitaliens Venedig und Genua, und sofern der Landweg in Frage kam, auf die Handelswege, die von Böhmen und Schlesien aus über das in den christlich-abendländischen Kulturkreis einbezogene Polen-Litauen, d. h. über Krakau—Lemberg oder südlich der Karpaten über Ungarn an die Küste des Schwarzen Meeres gingen.

Aber nicht nur der Transithandel gab der Handelsstraße durch Polen, Reußen und Litauen seine Bedeutung. Mitteleuropa bedurfte der Erzeugnisse der großen Wald- und Wildländer östlich der Weichsel und Memel und suchte gleichzeitig in diesen Gebieten Konsumplätze für den Absatz seiner Erzeugnisse. Für diesen Vermittlungsaustausch kamen aber wiederum nur zwei Wege in Frage: der Seeweg über das Baltische Meer, den seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Hanse ging, oder der Landweg über Polen-Litauen. Der landwärtige Osthandel, der dem seewärtigen gegenüber mannigfache Vorteile hatte — war doch bei der Kleinheit der Schiffsgefäße, den Kriegen der Hanse mit den skandinavischen Reichen und dem Piratenunwesen auf der Ostsee die Ostlandfahrt der Hanseflotte keineswegs immer ungefährlich —, wurde so neben dem italienischen Levantehandel und neben dem hansischen Ostseehandel die

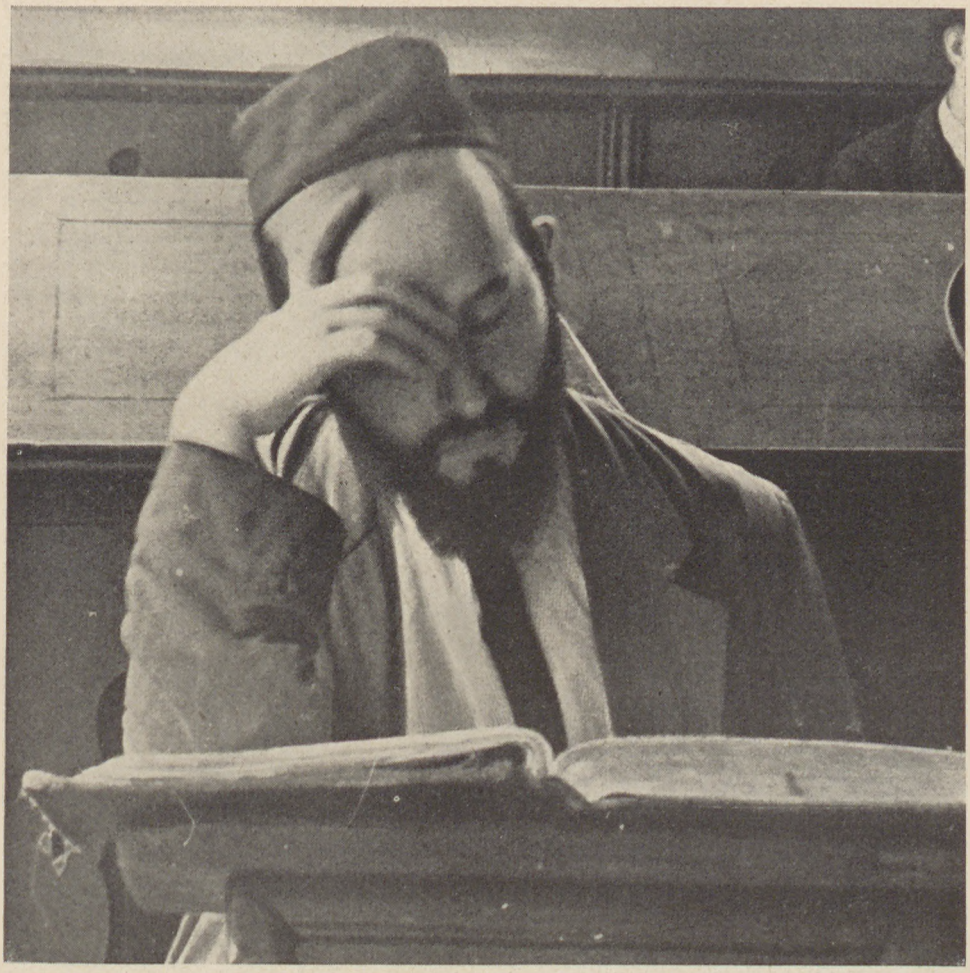
*) Dr. habil. Peter-Heinz Seraphim: „Das Judentum im osteuropäischen Raum", herausgegeben unter Mitwirkung des Instituts für Osteuropäische Wirtschaft an der Universität Königsberg i. Pr., 1938, Essener Verlagsanstalt; 736 S. Mit 197 Abbildungen auf 3 Kunstdrucktafeln und im Text, sowie einer Übersichtskarte.

dritte Fundamentalachse des damaligen Welthandels und Weltverkehrs. Wir sahen, wie die Juden im ersten nachchristlichen Jahrtausend mit weitem kaufmännischem Blick die Knotenpunkte und Hauptetappen der wichtigsten osteuropäischen Welthandelsstraßen besetzt hatten. Bei der neuen Konstellation waren sie vom nördlichen Wege des Osthandels durch die Hanse, vom mittelmeerischen Levantehandel durch die Genuesen und Venetianer ausgeschaltet, abgesehen davon, daß den Juden der ausgesprochene Seehandel traditionsgemäß nicht lag. Es blieb als große Chance die Besetzung des dritten Ostweges, des landwärtigen nach und durch Polen-Litauen. Eine Handelsstellung in Polen-Litauen — es brauchte nicht einmal immer der Großhandel selbst zu sein, auch das häufig noch ertragreichere, fast immer sichere Finanzierungsgeschäft des Fernhandels an seinen Hauptknotenpunkten lockte die Juden sogar noch mehr — bedeutete für die Juden den Erwerb der Schlüsselposition für einen bedeutsamen Teil des damaligen Welthandels. In dieser Tatsache ist zum mindesten ein sehr wichtiger (von seiten jüdischer Historiker meist ganz übersehener) Anreiz der Abwanderung der Juden aus West- und Mitteleuropa nach dem osteuropäischen Raum zu sehen.

Es ist ohne weiteres klar, daß es unter den Juden nicht nur „künftige Großhändler" waren, die aus diesem Grunde die Ostwanderung antraten, sondern daß in vielen Fällen auch wenig bemittelte Juden ihr Glück im Kolonialland versuchen wollten. Unzweifelhaft wirkt sich hier auch der dem jüdischen Volk innewohnende Wandertrieb aus, wobei darauf hinzuweisen ist, daß ebenso wie im 19. Jahrhundert die jüdischen Wanderer nicht als Pioniere das Neuland Osteuropas betraten, sondern erst nachdem die deutsche Ostwanderung das Pionierstadium der Kolonisation überwunden hatte, massenweise in dieses Gebiet einströmten."

Über ein genaue Festlegung der Stellung der Juden zwischen den ständischen Gewalten im mittelalterlichen polnisch-litauischen Reich kommt Seraphim zu einer eingehenden Kennzeichnung der inneren Gliederung und des inneren Aufbaus des polnisch-litauischen Judentums und seiner wirtschaftlichen Bestrebungen. Ebenso großen Raum widmet er den geistigen und religiösen Strömungen und Spannungen unter den polnisch-litauischen Juden und einer grundlegenden Erörterung des Judenproblems in Rußland und im Baltikum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Im zweiten Teil des Buches werden die historischen Grundlagen, die für ein volles Verständnis der Lage der Juden im heutigen Osteuropa notwendig sind, im Bereich des 19. und 20. Jahrhunderts weiter ausgebaut. Nach grundsätzlichen Erwägungen über die Judenpolitik des zaristischen Rußlands und der österreichisch-ungarischen Monarchie sowie Preußens bis zum Ausbruch des Weltkriegs, vermittelt Seraphim anhand zahlreicher, sorgfältig gewählter urkundlicher und wissenschaftlicher Belege weitgehende Einblicke in das Wesen der geistig-politischen Strömungen und Gegensätzlichkeiten, die im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts innerhalb des Judentums des osteuropäischen Raumes aufbrachen. Unter Heranziehung teilweise völlig neuer Gesichtspunkte wird die Kraft der jüdischen Orthodoxie herausgestellt und die Schwierigkeiten, die sie mit dem Einbruch westjüdischer Aufklärungstendenzen zu überwinden hatte. Aus religiösen, biologischen und wirtschaftlichen Tatsachen wird sodann das Verhältnis der Juden zum proletarischen Sozialismus entwickelt. Als natürliche Folgerung ergibt sich eine entstehungsgeschichtlich genaue und überzeugende Zeichnung aller jener zahlreichen Parteien, in die das uns gemeinhin als begriffliche Einheit erscheinende Ostjudentum bereits gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts zerfallen war. Ungemein fesselnd sind Seraphims Feststellungen über die Haltung des Judentums während des Weltkrieges, im Augenblick des Zusammenbruches der alten Monarchien und während der jahrelangen Kämpfe, die sich im gesamten Ostraum nach Beendigung des Weltkrieges zwischen weißen und roten Armeen abspielten und die mit der Geburtsstunde der heutigen Staatengebilde Zwischeneuropas auf das engste verknüpft sind. In diesem



Talmudstudium

Rahmen mußte naturgemäß die Aufrichtung des bolschewistischen Systems und der dabei entscheidende Anteil des jüdischen Elementes weitgehend berücksichtigt werden.

Die folgenden Teile sind der Kernpunkt der Seraphimschen Arbeit und geben ein Gesamtbild der heutigen Lage und Bedeutung des Judentums im osteuropäischen Raum. Durch die Verwertung eines ungemein reichen statistischen Materials entsteht eine umfassende Bilanz der jüdischen Bevölkerungsbewegung, wobei Seraphim für das Jahr 1930 eine Gesamtzahl der in osteuropäischen Ländern wohnhaften Juden von 6 833 800 ermittelt. Er stellt damit gegenüber 1900 einen absoluten Zuwachs von 174 000 d. h. 2,6 % fest und betont abschließend, „daß sogar in einem Zeitraum, der den stärksten jüdischen Auswanderungsstrom umfaßt (1900 bis 1913), die Emigration nicht in der Lage gewesen ist, den gesamten natürlichen Bevölkerungszuwachs der Juden zu absorbieren. Da nach der Schließung Amerikas für die jüdische Zuwanderung der Anteil der Emigration am natürlichen Bevölkerungszuwachs der Juden außerordentlich gesunken ist und nur rund die Hälfte der jüdischen Bevölkerungsvermehrung Osteuropas in Anspruch nimmt, wird man zum zwingenden Ergebnis kommen müssen, daß nicht einmal die Auswanderungs-

frequenz der Vorkriegszeit, geschweige denn die heutige Auswanderung eine bevölkerungsmäßige Verminderung der Zahl der Juden Osteuropas herbeiführen konnte. Wenn sich ihnen nicht gänzlich neue, außerordentlich große Auswanderungs- und Siedlungsmöglichkeiten bieten sollten, ist eine Verminderung der Judenzahl und auf diese Weise eine „Lösung" des Judenproblems nicht möglich. Auch abgesehen von der Sowjetunion, für deren Juden zur Zeit eine außerrussische Auswanderung nicht in Frage kommt, bleibt ein annähernder natürlicher Bevölkerungszuwachs der Juden Zwischeneuropas in Höhe von 80 000 bis 90 000 Personen jährlich. Demgegenüber sind in Palästina — dem heute weitaus wichtigsten Emigrationsland der osteuropäischen Juden — im Durchschnitt der Jahre 1920—1935 jährlich rund 11 000 jüdische Einwanderer (aus der ganzen Welt) untergebracht worden. Daß eine wesentliche Steigerung der palästinensischen Judensiedlung möglich sei, wird von fast allen Sachkennern bestritten — im Gegenteil, man rechnet in absehbarer Zeit mit der Erreichung einer für palästinensische Verhältnisse optimalen Bevölkerungsdichte und einem langsamen Rückgang der Einwanderungsmöglichkeit. Die zionistische Parole mag für die geistige und politische Regeneration des Judentums ihre große Bedeutung haben — eine bevölkerungspolitische Lösung der osteuropäischen Judenfrage bringt sie jedenfalls nicht." Innerhalb dieses Teiles der Arbeit wird eine Reihe bevölkerungspolitisch wichtiger Einzelprobleme, so z. B. der Verstädterungsprozeß der Juden Osteuropas, die Juden als sprachlich bestimmte, als rassische Gruppe und als nationale Minderheit, die natürliche und mechanische Bevölkerungsentwicklung der Juden ausführlich dargestellt.

Dürften schon alle bisher kurz gekennzeichneten Abschnitte des Buches auch für den Nichtgelehrten ungeheuer aufschlußreich sein, so gilt das insbesondere von den beiden folgenden Kapiteln: „Die Verjudung des Geistes- und des Wirtschaftslebens der Völker Osteuropas." Von der Verfassung und dem Leben ihrer Gemeinden als den gegebenen Grundlagen der Einstellung der Juden zu allen Gebieten des Lebens und zu ihrer Umwelt ausgehend, arbeitet Seraphim auf dem Wege über die Entwicklung des jüdischen Bildungswesens alle jene Stellen heraus, an denen das Judentum in das geistige Eigenleben seiner osteuropäischen Gastvölker eindringen und es teilweise geradezu überwuchern konnte. Erschütternd und — leider nur allzuwenig bekannt sind Namen und Zahlen, die beispielsweise für den gegenwärtigen Stand der Verjudung des polnischen Geisteslebens angeführt werden:

„Das Hauptbetätigungsfeld der Juden stellen die freien Berufe dar. An erster Stelle ist der Anwaltsberuf zu nennen, für dessen Ausübung die Juden eine besondere Neigung und vielleicht auch Eignung zu besitzen scheinen. . . .

Das gilt besonders von Polen, wo in einigen Gebieten die Advokatur zu einem typisch jüdischen Beruf geworden ist. So vermehrte sich in Lodz, vor allem durch Zuwanderung jüdischer Advokaten aus Galizien zwischen 1925 und 1935, die Zahl der jüdischen Rechtsanwälte so stark, daß 1935 von 251 Anwälten 135 (= 55 %), von 70 Anwaltsreferendaren 45 (= 64 %) Juden waren. Auch in anderen kongreßpolnischen Bezirken ist eine zunehmende Verjudung des Anwaltsstandes festzustellen. Interessant sind die Verhältnisse in der Landeshauptstadt Warschau. Waren hier vor dem Kriege rund ein Viertel aller Anwälte Juden, so stieg ihr Anteil unmittelbar nach dem Kriege auf 38—40 % und wuchs unaufhaltsam auf 45 % im Jahre 1933 und 55 % im Jahre 1936. Besonders bezeichnend ist, daß die überwiegende Zahl des Nachwuchses der Anwälte, die Anwaltsreferendare, Juden sind. Der Anteil der jüdischen Anwaltsreferendare im Anwaltsbezirk Warschau soll 1936 80 % betragen haben.

Weitaus am meisten verjudet ist der Anwaltsstand Galiziens und Ostpolens. In Krakau gab es 1934 96 polnische und 345 jüdische Anwälte (= 86 %), in Lemberg 157 nichtjüdische und 364 jüdische (= 73 %) Anwälte, in Drohobycz 12 nichtjüdische und 80 jüdische Anwälte und in Stanislau 21 nichtjüdische und 86 jüdische Anwälte. In ganz Galizien wird

Zeitungslesender Jude in Krakau

der Anteil der jüdischen Anwälte mit 85 %, der der Anwaltsreferendare mit über 90 % aller angegeben. Zu welchen Konsequenzen diese jüdische Überfremdung des Anwaltsstandes in Galiziens geführt hat, zeigt die Tatsache, daß es hier von 105 Orten mit Kreisgerichten in 73 überhaupt keine polnischen, sondern nur jüdische Anwälte gibt!

Bemerkenswert ist, daß einige jüdische Anwälte aus Kongreßpolen und Galizien auch in Posen und Pommerellen sich niedergelassen haben, während die in der Vorkriegszeit dort ansässigen jüdischen Anwälte ihre Praxis fast alle nach Deutschland verlegt hatten. Da die Anwalt- und Richterschaft in diesen Gebieten aber ausgesprochen nationaldemokratisch-antisemitisch ist, ist eine Verjudung des Anwaltsstandes in diesen Provinzen bisher noch vermieden worden.

Das Vordringen der Juden im Anwaltsberuf war durch die Politik der polnischen Regierung zweifellos erleichtert worden, da diese eine Vermehrung der Zahl der Referendare (Applikanten), in denen man billige Bürokräfte sah, begünstigte und damit eine allgemeine Vergrößerung des Anwaltsnachwuchses herbeiführte, die zu einer jüdischen Invasion in diesem Beruf führte. Als nach 1932 die Zahl der Applikanten beschränkt wurde, machte sich zugunsten der Juden geltend, daß sich überall zahlreiche nichtjüdische Anwälte befanden, die jüdische Referendare einzustellen bereit waren.

Neben dem Anwaltsberuf ist der Ärztberuf in Osteuropa am meisten verjudet. Die eingehendsten Angaben stehen für Polen zur Verfügung. In Kongreßpolen war vor dem Kriege die Zahl der jüdischen Ärzte beschränkt, da die russischen Bestimmungen ihre Niederlassung einengten, besonders ihre Anstellung als Amtsärzte verhinderten. Dagegen war in Galizien und der Bukowina (das gleiche gilt von Nordungarn) der Ärztberuf außerordentlich stark jüdisch überfremdet. Infolge der Kriegsereignisse hatten zahlreiche russische und deutsche Ärzte das Gebiet Polens verlassen, der Judrang zum medizinischen Studium war daher in den ersten Jahren der Selbständigkeit Polens sehr lebhaft, wobei sich gerade die Juden auf diese Berufe warfen, da er günstige Einkommensmöglichkeiten versprach. Außerdem vollzog sich ein sichtbarer Abfluß jüdischer Ärzte aus dem in den intellektuellen Berufen besonders jüdisch übersetzten Galizien nach Kongreßpolen und den Westgebieten. Die Folge davon ist eine schnell fortschreitende Verjudung des Ärztestandes in ganz Polen. 1937 zählte man in 13 Woiwodschaften Polens 4370 nichtjüdische und 5944 jüdische Ärzte (= 58 %). Weitaus am stärksten jüdisch überfremdet ist — ebenso wie bei der Anwaltschaft — der Ärztestand Galiziens, wo durchschnittlich zweimal soviel jüdische wie nichtjüdische Ärzte vorhanden sind, aber auch in den mittelpolnischen Woiwodschaften (vor allem Bialystok, Warschau und Lodz) liegt der Anteil der Juden über 50 % aller Ärzte.

Eine charakteristische Erscheinung ist, daß die jüdischen Ärzte sich überwiegend als Spezialärzte niederlassen, eine Entwicklung, die zwar eine Allgemeinerscheinung der letzten Jahrzehnte ist, in Polen aber weniger als in Westeuropa den tatsächlichen Bedürfnissen entspricht, aber wohl aus der Übersetzung des Ärztberufes und aus dem Wunsch möglichst großen Gelderwerbes zu erklären ist. Infolgedessen haben die Juden ganze Gebiete der Medizin nahezu monopolisiert, während sie auf anderen Gebieten (vor allem in der operativen Tätigkeit des Arztes) geringer vertreten sind. Die Übersetzung des Ärztberufes für Polen führt vielfach zu sehr unerfreulichen Erscheinungen des Patientenfanges und maßloser Preisunterbietung durch die jüdischen Ärzte. Nach Berichten nichtjüdischer Ärzte sollen in zahlreichen Fällen jüdische Ärzte auch zu einer Demoralisierung des Ärztestandes beitragen, was besonders von jüdischen Gynäkologen (Überhandnehmen von Schwangerschaftsunterbrechungen) gilt. Daß Staatsregierung und Kommunen nicht auf eine Ausschaltung der jüdischen Ärzte hinwirken, erhellt aus der Tatsache, daß gerade unter den Kommunalärzten, den beauftragten Amtsärzten der Krankenkassen und den etatsmäßigen Ärzten städtischer Krankenhäuser die Zahl der Juden besonders groß ist. In ähnlicher Weise sind auch die anderen angrenzenden Berufe verjudet: unter den Apothekern

und bei den Pharmazeuten ist er offenbar sehr bedeutend, während er bei den Veterinärärzten und Hebammen geringer ist. Besonders groß ist die Verjudung des Zahnärztestandes in Polen.

Die Versuche der nationaldemokratischen Ärzteschaft, den Arierparagraphen für die Ärzteverbände durchzusetzen, haben den tatsächlichen Zustand der Verjudung dieses Berufsstandes bisher jedoch nicht beseitigen können.

Neben Arzt- und Anwaltsberuf ist vor allem die Presse in Osteuropa eine Domäne der Juden.

An erster Stelle steht hierbei Polen, wo 1936 88 jiddische, 14 hebräische und 9 polnischsprachige jüdische Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Von den polnischsprachigen Zeitungen sind die bedeutendsten der Warschauer „Nash Przegląd" (Auflage 20 000), die zionistischen „Nowy Dziennik" in Krakau und „Chwila" (Auflage je 15 000) in Lemberg. Bei den hebräischen periodischen Veröffentlichungen, die ausnahmslos in Warschau erscheinen und fast alle erst in den Jahren 1932 bis 1935 gegründet sind, handelt es sich durchweg um Wochen- und Monatszeitschriften, weitaus am wichtigsten ist das jiddische periodische Schrifttum und zwar 18 Tageszeitungen, 42 Wochen- und 28 Monatszeitschriften, von denen fast ein Drittel in Warschau erscheint. Unter den Zeitschriften überwiegen die mit politischem und allgemein informatorischem Charakter, während das jiddische wissenschaftliche oder Spezialschrifttum dürftiger ausgebildet war. Unter den jiddischen Zeitungen sind die größten und einflußreichsten die beiden alten Warschauer Jargonblätter „Moment" mit seiner Nebenausgabe „Warszawer Radio" und „Haint" mit seiner Nebenausgabe „Haitiges Naies".

Die jüdischen Zeitungen werden außer durch die allgemeinen Nachrichtenbüros noch durch eine eigene jüdische Telegrapenagentur (Żydowska Agencja Prasowa) mit Nachrichten versehen, die größeren haben außerdem in den wichtigsten europäischen Hauptstädten eigene Vertreter. Die Aufmachung der jüdischen Zeitungen ist modern, ihre Informationen speziell über Wirtschaftsfragen sind vielfach schneller als die der polnischen Presse. Bei allen Zeitungen, auch den nichtzionistischen, nimmt die Berichterstattung über Palästinafragen einen großen Raum ein, ihre Informationen über die Sowjetunion pflegen vielfach durch die Ereignisse bestätigt zu werden und weisen auf den Zusammenhalt mit den Juden der UdSSR. hin.

Es ist sicherlich kein Zufall, daß die Juden auch in dem Teil der Presse Osteuropas, die nicht jüdische Minderheitenpresse ist, eine überragende Stellung einnehmen. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, daß die Juden für den Journalistenberuf ebenso wie für den des Anwalts oder Arztes zweifellos eine gewisse Eignung besitzen. Die das jüdische Wesen auszeichnende Rastlosigkeit entspricht einer hervorstechenden Seite des journalistischen Berufes, die Findigkeit ist für Nachrichtenaufspürung, die Schnelligkeit des Handelns für die Nachrichtenübermittlung und Formung unerläßlich. Das mit der Hetze des Berufes vielfach zusammenhängende „An-der-Oberfläche-Arbeiten", das Überwuchern des Rationalismus über die Gemütstiefe kann und muß gelegentlich zwangsläufig im Journalistenberuf hervortreten und entspricht in hohem Maße jüdischen Wesenszügen. Zudem ist durch den jüdischen Einfluß in der Journalistik, besonders in der sogenannten Boulevardpresse, eine Geschmacksrichtung des Publikums an ihrer Presse erzeugt worden, die einem guten Journalistentum zwar völlig entgegengesetzt ist, aber den Juden für den Schriftleiterberuf in einer solchen Art von Presse geradezu prädestiniert. Das „Dem-Publikum-Nachlaufen", das Marktschreierische, das Prinzip: Schnelligkeit geht vor Sachlichkeit, das witzelnde oder ironisierende Behandeln von Gegenständen, das Brillieren in Worten und Wendungen, die Verbindung schließlich von Geschäft (Anzeigen) und Redaktionstätigkeit sind alles Erscheinungen der Presse in Osteuropa, die auf die Durchsetzung mit Juden zurückzuführen sind. Gewiß: alles dies sind an sich Folgen der Verjudung der Presse. So wie die Presse aber nun einmal geworden ist, sind sie gleichzeitig auch die Voraussetzung dafür, daß gerade der jüdische Journalist in ihr immer aufs neue

Fuß fassen und kraft seiner „überlegenen" journalistischen Eigenschaft den Nichtjuden verdrängen kann.

Aber es ist nicht nur die „Eignung" der Juden für die gerade in Osteuropa weitverbreitete Boulevardjournalistik, die zu einer jüdischen Überfremdung der Presse Osteuropas geführt hat. Das Zeitungs- und Druckereigewerbe wirft bei gutgehenden Verlagsobjekten nicht unbedeutende Dividenden ab und stellt daher eine günstige Kapitalanlage dar. Infolgedessen ist ein Großteil der Druckereien — in Polen schätzungsweise fast die Hälfte aller Zeitungsunternehmungen — unter Einfluß jüdischen Kapitals.

Schließlich darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß gerade die Presse eines der entscheidend wichtigen Mittel der Beeinflussung der öffentlichen Meinung und damit in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht ein erstrangiges Machtmittel überhaupt darstellt, dessen Beherrschung (nicht nur auf dem Gebiet Osteuropas) durch die Juden mit einer unverkennbaren Planmäßigkeit angestrebt worden ist.

Die polnische Presse der Nachkriegszeit steht unter erdrückendem verlegerischem und journalistischem Einfluß der Juden, von dem eigentlich nur die nationaldemokratischen Zeitungen ausgenommen sind. Bereits die polnische Telegraphenagentur „PAT" besitzt zahlreiche jüdische Korrespondenten an maßgebenden Auslandsposten. Die Aktienmehrheit des „Illustrowany Kurjer Codzienny" in Krakau, der weitaus verbreitetsten polnischen Zeitung, hat jedenfalls bis vor kurzem dem jüdischen Bankhaus A. Holzer gehört; verantwortlich für die wichtigsten Sparten (Politik: Dr. Riedel, Wirtschaft: Dr. Zweig) sind jüdische Redakteure. Auch ein Teil der Auslandsberichterstatter des „JKC" sind Juden. Bis vor kurzem war auch die Aktienmehrheit des „Kurjer Poranny" jüdisch, auch heute noch sind mehrere jüdische Journalisten an maßgebenden Posten. Die einzige Wirtschaftszeitung Polens, die „Gazeta Handlowa", hat im Redaktionsstab und unter den Mitarbeitern zahlreiche Juden, ebenso das Organ der Großindustrie „Kurjer Polski" (Chef v. D. Fryling und Rosner) sowie die regierungsfreundlichen Boulevardzeitungen wie „Express Poranny" (Chef v. D. Hensel) und „Kurjer Czerwonny" mit ihren billigen, weitverbreiteten Nebenausgaben. Man müßte, um vollständig zu sein, fast die gesamte polnische Presse aufzählen, so den „Glos Poranny", den „Dziennik Polski", ja sogar den konservativen „Czas", dessen literarischer Teil von Dr. Natanson bearbeitet wird, und die Zeitschrift „Krytyka", die vom getauften Juden Feldmann herausgegeben wird. Vollends unter jüdischem Einfluß steht die Linkspresse parteipolitischer wie boulevardmäßiger Art, so der „Robotnik" (Perl), der „Naprzód" (Samuel Häcker) u. a. m.

Auf die Verwendung kleinerer, gegen Zeilenhonorar arbeitender jüdischer „Berichterstatter" verzichten nur ganz, ganz wenige polnische Zeitungen. Für die Verjudung des Journalistenstandes ist bezeichnend, daß ein Drittel der Hörer der Warschauer Journalistenhochschule ihrer Konfession nach Juden sind. . . ."

„Ein besonderes Einflußgebiet der Juden ist in den Ländern Osteuropas der Film. Die Filmerzeugung ist ganz überwiegend in jüdischer Hand, und zwar sowohl in Polen wie besonders auch in der UdSSR., wo fast alle Filmregisseure, Direktoren und Verfasser von Filmmanuskripten Juden sind. Verjudet sind ebenso die Filmverleihinstitute, die Vertretungen ausländischer Filmgesellschaften und der Kinobesitz. Allgemein wird der jüdische Einfluß auf diesem Gebiet zugegeben: in Riga und Kowno sind die meisten größeren Lichtspieltheater in jüdischer Hand, das gleiche gilt von Mittel- und Ostpolen und Galizien, wo von 94 Lichtspieltheatern bereits dem Namen der Inhaber nach 54 jüdisch sind. Da aber bei sehr vielen Theatern die Namen von Inhaber oder Geschäftsführer nicht angegeben sind, in anderen Fällen jüdische Inhaber nichtjüdische Geschäftsführer eingestellt haben dürften, wird die Zahl der jüdischen Kinounternehmungen noch wesentlich größer sein. Ähnlich dürften die Verhältnisse auch in Rumänien liegen, wo speziell der ausgedehnte Kinobesitz in Bukarest überwiegend in der Hand von Juden ist.

Auch im Personal der Sendeleitung der großen Rundfunkgesellschaften

Handel! — Handel!
Markt in Kolomyja

in den osteuropäischen Staaten befinden sich zahlreiche Juden, ebenso finden wir unter den freien Mitarbeitern des Rundfunks viele Juden oder Personen jüdischer Herkunft; das gilt ganz besonders von Sowjetrußland, wo dem Rundfunk eine hervorragende bolschewistische Erziehungsaufgabe zugewiesen ist, und wo das Personal der großen Sendestation in ungewöhnlich hohem Ausmaß von Juden durchsetzt ist, denen die Aufgabe einer Propagierung der bolschewistischen „Linie" und der bolschewistischen Kulturpolitik obliegt. Aber auch in den Staaten Zwischeneuropas spielen die Juden im Rundfunk eine erhebliche Rolle.

Verhältnismäßig groß ist die jüdische Durchsetzung der Dozentenschaft der polnischen Hochschulen. Nach einer nationaldemokratischen Enquete sollen gegenwärtig 79 Lehrstühle und Dozenturen an polnischen Hochschulen von Juden besetzt sein.

Man versucht polnischerseits zwar eine gewisse Ausbalancierung in dem Sinne herbeizuführen, daß man auf den einzelnen Hochschulen nicht ganze Fakultäten verjuden läßt, sondern jeweils einen jüdischen und einen nichtjüdischen Dozenten für ein besonderes Fachgebiet oder für verwandte Gebiete ernennt, und auch bei den Habilitationen darauf achtet, daß ein gewisser Ausgleich stattfindet. Aber das hindert nicht, daß tatsächlich eine außerordentlich starke Verjudung der Hochschullehrer in Polen Tatsache ist. Die erwähnten 79 jüdischen Professoren verteilen sich so, daß auf die Universität in Warschau 24, die Universität in Lemberg 21, die Universität in Krakau 11, die Universität in Wilna 6, die freie Hochschule in Warschau 6 und die übrigen Handelshochschulen 7 jüdische Lehrstühle und Dozenturen entfallen. Besonders stark mit Juden durchsetzt sind die wirtschaftswissenschaftlichen und medizinischen Fächer. Im ganzen sind 19 Lehrstühle der Wirtschafts- und Handelswissenschaft von Juden besetzt, während 18 Lehrstühle der Medizin, 17 der Naturwissenschaften, 22 Lehrstühle der philosophischen Fakultäten und 3 der technischen Fächer in jüdischer Hand liegen.

Zu ähnlich erstaunlichen Feststellungen kommt Seraphim auf Grund angeführter sicherer Angaben auf dem Gebiete des osteuropäischen Wirtschaftslebens. Für den polnischen Handel ergibt sich beispielsweise folgendes zusammenfassendes Bild:

Für ganz Polen (ohne Westgebiete) ergibt sich nach jüdischen Berechnungen, daß 202 131 jüdische und 122 598 nichtjüdische Handelsunternehmungen bestanden, d. h., daß die Juden 62% des gesamten Handels in Polen in der Hand hielten, ohne die Handelsbetriebe in Aktiengesellschaftsform. Einschließlich dieser wird man den Verjudungsanteil im polnischen Handel auf 75—80% schätzen können. Von diesen jüdischen Unternehmungen gehörten 73 495 oder 36% aller zu den sogenannten großen Unternehmungen, den Patentkategorien I—III, bei den nichtjüdischen Unternehmungen waren es 51 783 oder 43% dieser Unternehmungen. Dagegen waren 128 696 jüdische und 70 805 nichtjüdische Unternehmungen sogenannte Kleinunternehmungen der Patentklassen IV—VI oder 64% aller jüdischen und 57% aller nichtjüdischen Unternehmungen. Mit anderen Worten: im Großhandel ist wohl vorwiegend unter Einfluß der staatlichen und gemeindlichen Wirtschaft der jüdische Handelseinfluß stärker zurückgedrängt als im Kleinhandel, wo die Juden nach wie vor eine monopolartige Stellung besitzen. Immerhin überwiegen auch im Großhandel die jüdischen Unternehmungen mit 53% aller Unternehmungen dieser Gruppe, während sie im Kleinhandel sogar 64% aller Kleinhändler ausmachen. Dabei sind die jüdischen Handelsunternehmungen weitaus in der Mehrheit in den Städten. Von allen städtischen Unternehmungen waren 68% jüdisch, während auf dem Lande die jüdischen den nichtjüdischen Unternehmungen sich fast die Waage hielten. In den einer staatlichen Konzessionierung unterliegenden Handelsunternehmungen ist der jüdische Anteil geringer als der nichtjüdische. So betrug er in Warschau 1933: Gastwirtschaften 43% jüdisch, Wein- und Schnapsverkaufsläden 30%, Tabaktrafiken 27% — dagegen Manufakturgeschäfte 83%, Konfektions- und Galanteriegeschäfte 74%, Eisen- und Eisenwarenläden 70%. Wie weit die Verjudung gerade bei den kleineren Ladengeschäften fortgeschritten ist, beweist eine andere jüdische Zählung, die

im Jahre 1933 in 216 Städten Polens (ohne Westpolen) erhoben wurde. Von 15 482 festgestellten Warengeschäften waren 13 322 oder 86 % in jüdischer Hand, und zwar in den Woiwodschaften Warschau und Lodz 77 %, Krakau 83 %, Bialystok und Kielce 86 %, in der Stadt Lemberg und Lublin 91 %. In Warschau-Stadt wird der Anteil der Juden im Handel mit rund 70 % angegeben, nach anderen Angaben standen hier 3131 jüdischen 558 nichtjüdische Ladengeschäfte gegenüber, in Lodz hatten die Juden von 12 423 Handelsbetrieben 9132 oder 73,5 % inne. Beim ambulanten Gewerbe entfallen 90 % der ausgestellten Gewerbescheine (1934 von 807 Gewerbescheinen 727) auf Juden. Der Markthandel mit Manufaktur-, Spiel- und Galanteriewaren, Mützen, Fayence und Glas ist in Kongreß- und Ostpolen, wie eine Reihe jüdischer Untersuchungen nachweisen, nahezu rein jüdisch. Schließlich sei noch auf die Verjudung des Handels in den Nordostgebieten Polens hingewiesen: nach den in dem statistischen Anhangteil veröffentlichten Einzelangaben aus dem Bereich der Industrie- und Handelskammer Wilna waren fast ganz jüdisch: der Rauchwaren-, Leder-, Textil-, Galanteriewaren-, Konfektions- und Chemikalienhandel, ein entscheidend großer Teil des Lebensmittelhandels, des Eisenwarenhandels, des Handels mit Holz, Gummiartikeln, Schuhen, Spielwaren usw."

Wie wirklichkeitsnah das Buch trotz seines bewußten Verzichts auf journalistische „Aktualität" und trotz der großen, wissenschaftlichen Linie, die sein Verfasser ihm zu geben vermochte, bleibt, mag folgende Stellungnahme zu der antijüdischen Bewegung in Polen beweisen, die sich im Abschluß des Textteils findet:

„Die innerpolitische Entwicklung im neuen polnischen Staat hat äußerlich eine gewisse Zwiespältigkeit in der Stellung zum Judentum zur Folge gehabt. Eindeutig klar ist die Stellung der Nationaldemokratie, die die antisemitische Parole aus der Vorkriegstradition übernommen hat. Der polnische Staat sei ein Staat der Polen, so argumentieren sie, jede völkisch-nichtpolnische Gruppe müsse nach Möglichkeit assimiliert oder ausgestoßen, zum mindesten aber wirtschaftlich und in ihrem kulturell-politischen Einfluß unschädlich gemacht werden. Diese nationalstaatliche Ausrichtung, die vielleicht nur bezüglich der slawischen Volksgruppen (Ukrainer) zu gewissen Konzessionen bereit sein würde, verdichtet sich in der Haltung zur Judenfrage zu einer eindeutigen Ablehnung. Erst mit einer Ausstoßung der Juden werde eine wirkliche nationale Einheit Polens erreicht, eine Herrschaft der Polen in Polen und über Polen. Nicht nur der ökonomische Gegensatz zu den Juden, sondern damit verkoppelt die nationalpolitische Forderung erheische einen bewußt radikalen Antisemitismus.

Über die Art dieser Zurückdrängung des Judentums in der Praxis fehlen allerdings bei der Nationaldemokratie feste Vorstellungen. Man begnügt sich mit einer „Mobilisierung der öffentlichen Meinung" und einer relativ primitiven, vorwiegend den Wirtschaftseinfluß des Judentums herausstellenden Propaganda. Die Polen müßten vorbereitet werden, die Juden zu ersetzen — wie aber diese Ausschaltung der Juden überhaupt erfolgen könne, die doch bei der Verjudung der polnischen Städte ein ausgesprochenes Quantitätsproblem ist, darüber machen die Nationaldemokraten keinerlei greifbare Angaben, wenn man von so allgemeinen Phrasen absieht, daß „die Nationaldemokraten ganz bestimmte Absichten in bezug auf die Juden hätten, wenn sie zur Macht gelangt seien, und einen entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben würden."

Diese Unklarheit der antijüdischen Praxis ist die große politische Schwäche des nationaldemokratischen Antisemitismus, die deutlich auch von der polnischen Autoritätsregierung unterstrichen wird. Der Antisemitismus der Nationaldemokratie birgt in sich aber noch eine andere Eigentümlichkeit: Die offenkundige nationale Intoleranz allen fremden Volksgruppen gegenüber führt in der Praxis dazu, etwa Boykottaktionen „gegen Juden und Deutsche" zu propagieren, die einen unangemessenen Anteil am polnischen Volksvermögen innehätten. Damit wird der Eigenheitscharakter der jüdischen Frage verwischt, und sofern die

Juden als besonders unsympathische fremde Volksgruppe herausgestellt werden, der Eindruck hervorgerufen, daß damit nur der Anfang einer wirtschaftlich-kulturellen Polonisierung gemacht werde, die in weiterem Zuge sich auch auf andere Volksgruppen ausdehnen werde. Ja, es läßt sich nicht leugnen: vielfach erweckt die starke Herausstellung der Judenfrage und die Betonung des Antisemitismus den Eindruck, daß sich hier der nationaldemokratischen Opposition ein zugkräftiges und populäres Agitationsmittel biete, das ohne eine wirklich tiefere ideologische Unterbauung und ohne Sicht praktischer Realisierbarkeit aus parteitaktischen Gründen angewendet wird.

Denn ohne Zweifel: Im heutigen polnischen Staat ist die antisemitische Parole populär. Sie ist keineswegs auf die aus dem direkten politischen Leben sowieso ausgeschalteten, trotzdem aber keineswegs einflußlosen politischen Oppositionsparteien beschränkt (Nationale Partei, Nationale Arbeiterpartei, Christliche Demokraten), sondern findet lebhaften Widerhall bei den kleinbürgerlichen polnischen Kreisen und den breiten Massen der Bauern, „bei denen die Feindschaft gegen die Stadt mit derjenigen gegen die Juden, die in erster Linie zwischen Stadt und Land vermitteln, zusammenfällt."

Nicht ohne Gewicht ist aber auch, daß jedenfalls Teile der katholischen Geistlichkeit Polens antisemitischen Gedanken zugänglich sind, wobei sich mit dem nationalen Moment (polnisch-katholisch) das religiös-sittliche der Ablehnung der Juden als ethisch unwertiger Menschengruppe verbindet. Vor allem aber sind weite Teile der polnischen Jugend antijüdischen Strömungen zugeneigt, und zwar keineswegs nur solche, die im Banne der Nationaldemokratie stehen.

Mit dieser Massenstimmung muß auch die polnische Autoritätsregierung rechnen. In den ihr nahestehenden Kreisen findet man antisemitische Regungen, „und unter den hervorragendsten Vertretern des Regierungsblocks nehmen antijüdische Stimmungen unbedingt an Stärke zu." Andererseits hat die polnische Regierung es bisher vermieden, einen offenen Antisemitismus zu vertreten, wahrscheinlich nicht zuletzt mit Rücksicht auf das Ausland (USA., England, Frankreich) und die innerwirtschaftliche Schlüsselstellung der Juden. Insonderheit wird der Betätigung getaufter oder dem Legionärsverband angehörender Juden von seiten der Regierung kein Hindernis in den Weg gelegt. Vor allem aber ist die zurückhaltende Stellung der polnischen Regierung in der Judenfrage durch die Tatsache begründet, daß die Regierung keinen Weg sieht, die Judenfrage einer praktischen Lösung entgegenzuführen.

Die einzige Möglichkeit sei, die zionistische Abwanderungsbewegung nach Kräften zu fördern und auch durch diplomatischen Einsatz Polens eine Erweiterung des Palästinastatuts zu erreichen. Wenn das nicht ausreiche, sei eine geschlossene Judenkolonisation in andern Gebieten anzustreben, wobei polnischerseits das französische Madagaskar in Aussicht genommen sein soll. Gelegentlich wird die Kolonialforderung Polens überhaupt in Verbindung mit der Judenansiedlung gebracht, d. h. die Zuteilung eines Kolonialgebietes an Polen gefordert, damit die Übersiedlung der polnischen Juden planmäßig eingeleitet werden könne. Angestrebt wird also eine etappenweise Entjudung Polens durch Auswanderung, unter Vermeidung jeglicher gewaltsamer Maßnahmen, wobei man wohl, bewußt oder unbewußt, die Bedeutung des Abwanderungsventils für eine Verminderung der Juden in Polen überschätzt. Von einem tiefer begründeten weltanschaulichen Antisemitismus kann somit auch bei der amtlichen polnischen Politik nicht gesprochen werden." —

Einen besonderen Wert geben dem Buch die vielen Bildbeigaben: 148 gut gewählte und erstmalig veröffentlichte Fotos aus den Ghettos des Ostens gewährleisten einen nachhaltigen optischen Eindruck vom Alltag und Schabbes des Juden, seinem Gesicht, seiner Kleidung und seinen Lebensgewohnheiten. Dazu kommen annähernd 50 anschauliche Bildstatistiken und kartographische Darstellungen. Demjenigen, der an einem weiteren Eindringen in eine der vielen angedeuteten Einzelfragen ein besonderes Interesse

hat, wird seine Arbeit durch eine beigefügte, vorzüglich aufgebaute Bibliographie über das Judentum im osteuropäischen Raum und eine umfangreiche Zusammenstellung statistischer Gesamtübersichten wesentlich erleichtert. Alles in allem: Ein Buch, das auf überzeugende und nachhaltige Art jedem Deutschen die Augen über unsern politischen und wirtschaftlichen Gegner die Augen öffnet und im Kampf gegen seine immer noch nicht hinreichend erkannten Möglichkeiten und Einflüsse erheblich helfen kann.

Karl-Heinz Fenske.

Grabmal eines Grafen Potocki in Wilna

In der Überzeugung, daß die jüdische Religion der einzig wahre Glaube sei, trat im 17. Jahrhundert ein Sohn der bekannten polnischen Adelsfamilie Potocki zum Judentum über. Oder sollten ihn doch weltlichere Gründe zu diesem Schritt bewogen haben? Jedenfalls setzte ihm das dankbare Judentum obiges in seiner architektonischen Schönheit wohl beispielloses Grabdenkmal.

Osterlohe

Erzählung von Alfred Hein

Oswald Hornke redete seinen müden Beinen zu: „Lauft noch ein ganz kleines Weilche! Man nur ein kleines Weilche noch! Dann seid ihr im Stall! In Piaseżna! In der Heimat! Wo sie alle zu euch so reden wie ich! O werdet ihr euch dann freuen, wieder durch die Rominter Heide stampen zu können! Da soll ja längst wieder Friede sein! Aber den Krieg haben wir verloren?" Das wollte nicht in Oswalds Kopf wahr werden. „Vielleicht lügen sie —" sann er. Und stapfte weiter durch die endlosen Wälder um Augustowo, in die einst Hindenburg in der zweiten Masurenschlacht die Russen hineintrieb.

Als in Rußland die Revolution ausbrach, hatte man in vielen Gefangenenlagern die Deutschen einfach laufen lassen: Seht zu, wie ihr nach Hause kommt. So war auch Oswald Hornke, den Kosaken in den ersten Tagen des Krieges aufgriffen, ehe er seinen Gestellungsbefehl in den Händen hatte, aus seiner Mühle, die hart an der Grenze lag, verschleppt worden. Vater, Mutter und Schwestern waren geflohen. Er blieb, um das Besitztum zu schützen. Vier Jahre hatte er dafür in Sibirien gebüßt. Oswald jagte die furchtbaren Erinnerungen fort; aber das war nicht zu vergessen: die gefrorenen nackten Leichen, die wagenweise im Winter aus dem Barackenlager an seinem Fenster vorbei abtransportiert wurden, um sie draußen irgendwo in der Steppe in einem Massengrab zu verscharren. Oder: die Auspeitschungen auf dem Lagerplatz — wie die Frauen, die Kinder schrien — und dann stundenlang wimmerten — — — Immer wieder wurde einer abgeführt. Kam nie zurück. Erschossen.

Und dann: keiner durfte arbeiten. Das ist die größte Strafe für die Deutschen, war die Meinung des Lagerkommandanten. Die Deutschen werden krank, wenn sie nicht arbeiten können. Sie sollen an ihrer erzwungenen Faulheit verrecken. Es war verboten, den Deutschen irgendeine Beschäftigung zu überlassen. Keine Verbesserung ihrer Notlage aus eigener Kraft war ihnen erlaubt. Tag und Nacht sollten sie in die sibirische Einöde hineindösen. Mancher wurde wahnsinnig darüber.

Aber das war jetzt vorbei. Bald kam die Grenze. Oswald marschierte tapfer weiter. Wenn er 2000 Kilometer geschafft hatte, wird er auch die letzten zwanzig noch hinter sich kriegen.

Er hatte es zuerst gar nicht gemerkt, daß er auf deutschem Boden war. Noch hatten sich ja hier die deutschen Freiwilligenkorps mit den Bolschewiken in den Haaren — und als er vor einer Viertelstunde eine vorbeimarschierende kleine Abteilung deutscher Baltikumkämpfer fragte, ob hier schon Ostpreußen sei, da sagten sie noch Nein. Und an der Stelle, da er bei Nacht die Grenze passierte, stand kein Posten. Aber plötzlich wußte Oswald: Ich bin zu Haus. Der Wald war anders. Der Weg war anders. Der Himmel war anders. Obwohl der Wald nicht aufgehört hatte, der Weg durch keinen Schlagbaum getrennt wurde, plötzlich kam etwas unendlich Erlösendes in die gestrafften Glieder, in die überspannten Nerven, in die mühsam atmenden Lungen, Oswald fiel in die Knie, er sagte nichts, er fühlte nichts, er schlief ein.

Als er erwachte, wußte er nicht, wie lange er geschlafen hatte. Aber später rechnete er es aus, daß es vierundzwanzig

Stunden oder noch mehr gewesen sein müssen, denn am Karfreitagmorgen war er durch die letzte litauische Stadt gekommen, und wie er durch das erste deutsche Dorf kam, sagten ihm spielende Kinder, es sei Ostersonnabend.

Und schon ging die Sonne unter. Aber jetzt zog er leichten Schrittes dahin. Verwundert und scheu betrachteten ihn die Heimatbrüder: Was will der Rußki hier? Ein Bolschewik!? Oswald trug eine verwaschene Rubaschka, kurze russische Stiefel und eine zerschlissene Schaffellmütze. Auch sein Vollbart war nach russischer Art gestutzt, ohne daß er es eher empfunden hatte als in diesem Augenblick.

„Steht die Mühle in Piassetzna noch?" fragte er einen Bauern, der des Wegs kam. Aber der antwortete ihm nicht.

Jetzt war alles schon ganz heimatlich. Die Rominte!! Da ist die Rominte! Er sank am Ufer des Flüßchens hin, trank das märzklare Wasser. Jetzt kam der Hügel, von dem mußte man die Mühlenflügel sehen. Aber nichts war zu erspähen, so sehr sich Oswald auch die Augen ausguckte. Verbrannt, sicher verbrannt — diese Kosakenschweine . .

Das Kinn fiel ihm auf die Brust. Verdrossen wanderte er weiter. Langsamer. Dann hatte er ja Zeit.

Wie er näher, immer näher dem urheimatlichen Lebenskreis sich entgegenschleppte, da hörte er eine Mühle klappern — ja gewiß! Aber die klapperte tack — taak — taak — tack! Und Vaters Mühle ging tack — tock — tock — taak — taak — Er kannte ja das Klappern so genau. Ob die Eltern noch lebten? Er hatte nie eine Antwort bekommen. Vielleicht hatten seine Briefe sie nie erreicht. Der Kommandant war solch ein Bösewicht, er verdarb ihnen gern die geringste Freude.

Doch da hörte er ein Hüsteln. O Gewißheit! Obwohl er noch zweihundert Schritt von der Mühle entfernt war, obwohl Wald und Bach rauschten, das Hüsteln kannte er: die Mutter! Er lief, er schrie: „Mutter! Mutter!" Da — sie war's wirklich! Der Vater lebt auch, gibt ihm die Hand. Sie zitterten alle vor Freude.

„Das ist wahrlich eine Auferstehung von den Toten!" sagte der Vater.

Die Mutter rannte weinend in die Küche. Dann kam alles, wie es kommen mußte: sich überstürzendes Glück trug zusammen an letztem Freudenbringen, was in Haus und Herzen war. Sie aßen, sie tranken, sie lachten, sie weinten, sie schwiegen zusammen. Nur von den Dingen, die hinter ihnen lagen, sprachen sie nicht. Nichts vom Krieg und seiner Not. Nichts von all den Sorgen, die auf ihnen lasteten angesichts der politischen Wirrnisse. Einfache Gegenwart erfüllte sie. Die Schwestern wußten freilich noch nichts von Oswalds Rückkehr, sie hatten längst geheiratet, in die Städte hinein, nach Goldap die eine einen Bäcker, die andere einen Werkmeister in dem großen Königsberg. Wie es ihnen erging? „Mein Gott", seufte die Mutter. „Diese bösen Zeiten jetzt — aber ihr seid ja jung! Ihr werdet's überwinden! Wir Alten —?"

„Woher habt ihr die schöne neue Mühle?"

„Ja, mein Sohn, das ist ein Geschenk der Stadt Innsbruck."

„Mach keine Scherze, Vater!"

„Doch, doch — die Russen haben sie uns abgebrannt, aber deutsche Brüderlichkeit hat sie wieder aufgebaut. Österreich dankte Ostpreußen, daß es den Russenstoß auffing, dadurch wurde ja Österreich vor dem Eindringen des Feindes bewahrt. Und so haben Innsbrucker Bürger für den Aufbau meiner Mühle gesammelt. In Ortelsburg haben die Wiener das Rathaus aufgebaut, und halb Goldap haben uns die Stuttgarter geschenkt."

„Wirklich, Vater?"

„Ja, mein Sohn."

„Dann kann ich wieder an Deutschland glauben — trotz allem —"

Der Vater nickte halb, halb schüttelte er den Kopf: „Vieles ist ja nicht schön — jetzt —"

„Jetzt — mag sein. Aber das — so was wie diese Brüderlichkeit über Hunderte von Meilen hinweg läßt sich nicht ersticken, Vater, ich spüre, Deutschland lebt! Ich habe das seit vier Jahren nicht mehr fühlen dürfen, dies Durchdrungensein vom deutschen Wesen — so durch und durch."

„Eine schöne Auferstehungsnacht", sagte Mutter Hornke. „So eine hat die Piassetzna-Mühle noch nicht erlebt."

Sie traten in die Märznacht hinaus. „Vater, darf ich ein Freudenfeuer anzünden? Drüben am Gartenrand —?“

„Ja, mein Sohn.“

Reisig und welke Blätter loderten bald hell auf. Es war ein Freudenfeuer, das die Gutsleute und Dorfbewohner aus der Umgegend anlockte.

Und siehe, Marie war darunter. Im Flammenglanz des Osterfeuers sahen sie sich wieder und liebten sich wieder, Oswald und Marie, die Försterstochter.

„Du hast gewartet?“

„Ja.“

„Aber ich galt doch als tot.“

„Für mich nicht.“

„Mutter — die Marie —“

„Ja, Junge, sie hat immer gesagt: der Oswald kommt wieder, und wenn er von den Toten aufersteht.“

Alle, die da kamen, drückten ihm die Hand. Da war auch der Amtsvorsteher. Noch immer der alte Hackbarth. Der kaute nachdenklich an seiner Pfeife, schob sie zwischen den Zähnen hin und her. „He, Hornke?“ rief er. „Ein schöner Tag für Sie.“

„Ja, Herr Amtsvorsteher. Ein sehr schöner.“

„Was meinen Sie, wenn wir Ihre Mühle umtaufen in dieser Osternacht?“

„Ja, geht das?“

„Wenn ich will? In diesen Zeiten? Wer fragt viel, wenn ich will!“ Hackbarth reckte seine krummen Knochen noch einmal mühsam gerade.

„Ja — wie?“

„Osterlohe — dachte ich. Das klingt sogar sehr vornehm, nicht? Und in diesem Sommer will ich hier rundum siedeln lassen.“

„Bravo! Herr Amtsvorsteher. Und die Marie und ich beziehen das erste Siedlungshaus in Osterlohe —“ rief Oswald glückselig in die Auferstehungsnacht.

Spruch für mein Haus

Helles Haus, in dem ich wohnen werde:
sei die liebste Stätte mir der Erde,
meiner Arbeit, meiner Unruh Haus.
Was ich plane, was ich werk und wirke,
strahle in entferntere Bezirke
aus der Stille deiner Räume aus.

Maurer, die ihr dieses Haus errichtet,
Stein auf Stein zum Baue fügt und schichtet,
bitt euch, an den Schlaf des Kindes denkt:
Dieses Haus schütz in den dunklen Nächten
meines Kindes Ruh vor allem Schlechten,
daß der Traum sich rein dem Herzen schenkt.

Helles Haus, mit deinen festen Mauern
wirst du mich Jahrzehnte überdauern
und noch vieler Menschen Wohnstatt sein.
Allen wünsche ich ein gutes Wohnen
und, daß sie dem Haus die Treue lohnen;
schenke deine Gnade, Gott, dem Stein.

Kurt Kuberzig

Franz Lüdtke

Von der Grenze her wurde mein Leben bestimmt — und mein Schaffen. Durch meine Jugend rauscht das Lied der Weichsel, ragen die Türme und Dächer Brombergs, der Stadt des Alten Fritz. Hier wurde ich 1882 geboren, und oft wanderte ich als Junge an dem Kanal, den er gebaut, und stand an seinen Schleusen, durch die geheimnisvoll die Wasser brausten, an den hohen Pappeln, die er gepflanzt, vor dem Häuschen, in dem er die Pläne einsah, vor seinem Bronzedenkmal auf dem Markt, das ihn darstellt, wie er den Krückstock wuchtig auf den Boden setzt, den er für Preußen für Deutschland zurückgewann. Tiefste Eindrücke in den unermeßlichen Wäldern, an den Seen, in den Weiten der Heimat! Unvergeßlich einer meiner Lehrer auf dem Gymnasium, der Geschichtsschreiber des Posener Landes, Erich Schmidt, ein wahrhaft begnadeter Pädagoge und ein Forscher von hohem Rang. Ein paar Kinderjahre in Graudenz, wo ich das Hochwasser von 1888 erlebte, dann die Freizeiten in Hohensalza und viel Fahrten durch das Land, nach dem stolzen deutschen

Thorn, in die Tucheler Heide. Überall Heimat der Vorfahren, und überall deutsche, bedrohte Ostmark! Denn wir erlebten schon als Jungen das Ringen zweier Völker um den Boden, hörten fremde Laute und spürten den Haß gegen uns. Alles dieses hat schon in erster jugendlicher Dichtung Form und Prägung gesucht.

Dann ging es 1900 auf die Berliner Universität und damit nach hartem und manchmal bösem Druck in die Freiheit. Zugleich in das Schrifttum und in die völkische Bewegung. Als junger Revolutionär schrieb ich gegen die Sinnlosigkeiten, die ich in der wilhelminischen Gegenwart empfand, verteilte völkische Flugblätter unter Berliner Arbeitern und wurde enger Mitarbeiter an der damals von Theodor Fritsch, dem Schöpfer des „Handbuchs der Judenfrage", gegründeten Zeitschrift: „Der Hammer". Noch heute, nach 35 Jahren, arbeite ich an dieser ältesten deutschbewußten und judengegnerischen Zeitschrift mit. Das Wirken des Altmeisters Th. Fritsch, der wiederholt ins Gefängnis mußte, weil sein Kampf gegen den jüdischen Stammesgott Jahwe als „Gotteslästerung" galt, hat der Führer selbst dankbar anerkannt. — Auch an anderen völkischen Blättern durfte ich mitarbeiten, und da ich früh auf die schwarze Liste des Judentums kam, schwieg selbstverständlich ein großer Teil der Presse mein späteres Schaffen tot. — Indessen erschlossen sich meinen Dichtungen die nationalen Zeitungen und Zeitschriften in hohem Maße, und als ich ein literarisches Preisausschreiben mit dem ersten Preise gewann, ging ich Ostern 1904 auf die Universität Greifswald. Hier wurden mir die Schönheiten, die Gewalten der Ostsee vertraut, des „Meeres der Ostmark". Ich erlebte eine der größten Sturmfluten. Immer wieder kehre ich zur Ostsee zurück; fast ihre ganze deutsche Küste ist mir vertraut und vieles von ihrer Inselwelt, auch von Dänemark. Von erschütterndem Eindruck wurde für mich das alte Burgunderland, Bornholm. In den deutschen Städten der Ostseelandschaft sah ich das Wirken der Geschlechter durch die Jahrhunderte: in Danzig wie in Lübeck, in Kiel wie in Stettin, in Königsberg wie in Flensburg.

Mit einer die bisherigen Anschauungen völlig umgestaltenden Untersuchung über die Schlacht bei Dresden (1813) war ich in Berlin zum Dr. phil. promoviert worden. Nach meiner Staatsprüfung (1905) sollte ich mich in Greifswald habilitieren. Aber dann zog es mich doch in die Ostmark, in den Kampf um ihre Deutschheit. Damals fing ich an, in Deutschland für den Osten, für seine Schönheit und seine völkische Not Verstehen zu wecken. Im Schuldienst meiner Posener Heimat und meiner Vaterstadt Bromberg habe ich in dem lebendigen Verkehr mit der Jugend reichste Stunden verlebt. Ich war meinen Jungen der ältere Kamerad. Wir durchwanderten die herrliche Heimat oder lenkten die Ruderboote von Thorn, der alten russischen Grenze, bis Danzig, auf die Höhe des Meeres. Wer den Osten mit seinen Höhen und Wäldern, dem Blumenteppich, der sie wie ein einziges Wunder schmückt, seinen Seen und Strömen, den Weiten und Einsamkeiten nicht so erfuhr wie ich, der kennt ihn nicht. Und seine Geschichte, die mir immer vertrauter ward! In ihr kam das deutsche Schicksal zur Reife — ohne den Osten kein Deutschland.

Ein Forschungsauftrag führte mich 1910/11 nach Rom. Und nun tat sich mir eine andere Welt der Wunder auf, die Kunst, die Natur des Südens. Hier konnte man die ewige Südlandsehnsucht des nordischen Menschen begreifen. — In diesen Jahren führten mich Reisen auch nach Tirol, in die Schweiz, nach Spanien und Afrika. Aus den italienischen Archiven hatte ich ein umfangreiches Material zur Geschichte des Ostens heimgebracht. Zu seiner endgültigen Verwertung arbeitete ich in den Bibliotheken und Archiven der Reichshauptstadt. Damals erschien auch mein erster Gedichtband.

Der Krieg sah mich zunächst nur im freiwilligen Landsturmdienst. Bei allen Gestellungen wurde ich infolge einer Herzschwäche zurückgewiesen. Aber Deutschland war ja eine belagerte Festung, und es gab überall Kriegsdienst

zu tun, auch außerhalb der Front draußen. Erst als nach dem Zusammenbruch die bedrängte Heimat im Osten rief und keine ärztliche Untersuchung die Tauglichkeit entschied, sondern jeder genommen und verwendet wurde, der kam, durfte ich als Freiwilliger im Grenzschutz Ost auch diese Pflicht erfüllen. Damals wollte sich die Ostmark ihr deutsches Lebensrecht erkämpfen. Der Verrat der jüdisch-marxistischen Regierung und ihrer Helfer führte einen neuen Dolchstoß in unsern Rücken. Ein Zweifrontenkampf war für die schmale Ostmark nicht möglich. So wurden die Fahnen eingerollt; aber die Fahnen des Glaubens wehten in unseren Herzen. Weihnachten 1919 schied ich aus dem Grenzschutz. Die Arbeit des geistigen Grenzschutzes begann.

Dem Schuldienst hatte ich bereits Lebewohl gesagt. Nun gründete ich unter der Schirmherrschaft Hindenburgs, des letzten Befehlshabers des Grenzschutz Ost, die Freie Ostmärkische Volkshochschule, zur Lösung umfassender erzieherischer, nationalpolitischer, grenzerischer Aufgaben. Mit meinen Mitarbeitern schuf ich einen kulturellen Unterbau der neugebildeten Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen; durch vielleicht tausend Vorträge in der Ostmark und im Reich, durch den Ausbau von Presse und Schrifttum, durch Betreuung der Hunderttausende aus ihrer alten Heimat Verdrängter, durch Nützung jeder, auch der kleinsten Möglichkeit deutschen und grenzpolitischen Wirkens suchte ich zur bewußten Willensbildung innerhalb unseres Volkes einen bescheidenen Beitrag zu leisten. Auch eine erste Stadtrandsiedlung wurde durch uns in Meseritz geschaffen. Es gab unsäglich viel Groß- und Klein- und Kleinstarbeit in diesen Jahren. Vor allem galt es gegen das „System" zu kämpfen, das unsere Arbeit an der Grenze, in Berlin und im Reich abdrosseln wollte. Wir haben mit manchem der damaligen „Gewaltigen" die Klinge gekreuzt.

Viele Bücher gab ich in dieser Zeit, Lieder und Balladen, politische Gedichte, die in ganz Deutschland bekannt wurden, Romane und Novellen. Ein ostmärkisches Drama wurde wiederholt aufgeführt; in Meseritz und Tierschtiegel leitete Herybert Menzel diese Aufführungen. Die neue grenzmärkische Dichtergeneration kam zu mir. In der von mir mitherausgegebenen Wochenschrift „Ostland", in zwölf Jahrgängen des „Ostdeutschen Heimatkalenders", in zahlreichen Heimatbüchern gab ich den jungen Kameraden die Möglichkeit, zu den Volksgenossen zu sprechen, und auch sonst suchte ich ihnen die Wege zu bahnen. Da ich im „Ostland" als einer der ersten für die Rassenforschungen Günthers eintrat und hier wie in der breiten Öffentlichkeit auf den jüdischen Verrat in Posen aufmerksam machte, erfuhr ich auch innerhalb der damaligen Ostbewegung schwere Anfeindungen. 1932 sollte mir in der eigenen Organisation wegen deren „Überparteilichkeit" das Tragen des nationalsozialistischen Parteiabzeichens verboten werden!

Ich war im Jahre 1928 nach Oranienburg bei Berlin übergesiedelt, das, schön zwischen Wald und See gelegen, mich in vielem an meine Ostheimat erinnert. Der Wunsch nach einer wenn auch noch so kleinen Scholle war übermächtig geworden. Nun wuchsen die Kinder in Freiheit und Sonne auf! Als bei der Siebenhundertjahrfeier Oranienburgs im Frühjahr 1932 zum erstenmal die Hakenkreuzfahne über meinem Hause wehte, war sie noch weit und breit fast die einzige; aber es gelang mir, viele Kameraden für die Partei zu werben, und namentlich meine ostmärkischen Kampfgefährten folgten zahlreich meinem Beispiel. In Oranienburg wie im Kreise Niederbarnim wurde ich in die Arbeit der Bewegung eingesetzt und war in diesem schicksalhaften Jahr vor dem Sieg an vielen Orten als Redner tätig. In dem von Alfred Rosenberg gegründeten Kampfbund für deutsche Kultur gehörte ich zu den ältesten Mitgliedern. Und dann entschloß ich mich, noch im gleichen Jahr eine rein nationalsozialistische Ostorganisation ins Leben zu rufen, unter Mitwirkung von Parteigenossen wie dem jetzigen Ministerialdirigenten Alfred Ingemar Berndt und dem heute als Volkskundler bekannten Dr. Ernst Otto Thiele. So ent-

stand die „Deutsche Ostfront", deren Führer ich wurde. Meine Kampfgedichte, die inzwischen in die Liedersammlungen der Bewegung übergegangen sind, erschienen damals im V. B., im Angriff und in anderen Blättern der Partei. Die markantesten nahm ich in meinen Lyrikband „Deutschland — Scholle und Schicksal" auf, der schnell eine neue Auflage erlebte.

Auf Anordnung des Chefs des Außenpolitischen Amtes, Reichsleiters Alfred Rosenberg, gründete ich 1933 den „Bund Deutscher Osten", dessen Reichsführer ich bis 1934 war. Dann widmete ich mich der geschichtlichen Erforschung des Ostens. Ich hatte als Historiker begonnen und kehrte nun zur Geschichtsforschung zurück.

Außer umfassenden Abhandlungen und kleineren Büchern veröffentlichte ich 1936 die große Biographie „König Heinrich I.", 1937 das Werk „Kaiser Lothar der Sachse. Deutschlands Wendung zum Osten". Beiden kommen auf Grund sachlicher Quellenforschung zu einem völlig neuen Bild dieser großen deutschen Männer, einer Auffassung, wie sie die gängige Wissenschaft jedenfalls noch nicht hatte. Es ist mir eine Genugtuung, daß allmählich auch der eine und andere Fachgenosse sich meine Ergebnisse zu eigen macht, allerdings meist ohne mich zu nennen, aber mit den von mir angewandten Ausdrücken. — In einem kürzlich erschienenen „Abriß der deutschen Kaisergeschichte" habe ich Raum, Rasse, Recht, Reich als die Grundlagen auch unserer mittelalterlichen Geschichte aufgewiesen. In zahlreichen Aufsätzen in der Tages- und Fachpresse zeige ich das Nordische als die bewegende Kraft unseres geschichtlichen Lebens. Das große, zusammenhängende Werk über diese Dinge steht noch aus; ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, es einmal zu schreiben.

Im letzten Jahrfünft brachte ich mehrere Gedicht- und Novellenbände (einige Novellen bei Wettbewerben mit ersten Preisen gekrönt); auch in zahlreichen Anthologien stehen meine Gedichte, so in Herbert Böhmes „Rufen ins Reich" und den dem Führer gewidmeten „Gedichten des Volkes", in Prof. Heinz Kindermanns „Rufen über Grenzen", im neuen Echtermeyer, in Reclams „Festlicher Stunde" und in mindestens einem Dutzend neuer Sammelwerke. Vieles ist auch vertont, und mein Lied „Sieg" wurde beim Nürnberger Parteitag 1936 gesungen und über alle Sender geleitet. Mein letztes, ganz vom Osten bestimmtes Gedichtbuch erschien vor Weihnachten 1938 und heißt „Land an der Grenze". Eine selbständige Schrift über mich hat 1932, anläßlich meines 50. Geburtstages, Herybert Menzel veröffentlicht.

Der Deutsche im Osten ringt um Gott und Ewigkeit, um Volk, Reich und Heimat. Er trägt in seiner Seele die Liebe zur Nähe, zur Scholle, zum Bauerntum, und die Liebe zur Weite, zur Grenzenlosigkeit der Landschaft, des Meeres, des Himmels. Er ist der wollende, kämpfende und gestaltende nordische Mensch, aber er spürt zugleich den Reichtum, der im Fühlen und Träumen des Östlichen ruht. Er wird von den Gegensätzen nicht zerrissen, sondern fügt sie in eine höhere Einheit. Dem Beispiel des Führers folgend, der auch ein Sohn der großen Ostmark ist und den der Ostlanddeutsche mit heißester Liebe liebt, schafft er seit Generationen Wert und Wert nicht allein für den Tag, sondern für unbegrenzte Zeiten.

+

Scholle und Schicksal als dichterisches Bekenntnis

„Land an der Grenze" – Gedichte von Franz Lüdtke

Franz Lüdtke ist mit diesem Heft in den Kreis unserer Mitarbeiter getreten. Was er erstrebt und geleistet, hat er in einer Selbstdarstellung geschildert. Dort erfahren wir, daß er als ein Sohn des Weichsellandes in Bromberg geboren wurde und ein Ostdeutscher blieb sein ganzes Leben und Werden hindurch. Es scheint nicht viel zu besagen, „er blieb ein Ostdeutscher", denn von vielen, die ihr

CULM.

Leben in der Heimat verbrachten, gilt das Gleiche. Wie wenige von diesen aber waren sich der Sendung bewußt, die sie damit zu erfüllen hatten und wie unendlich klein ist die Zahl derjenigen, die in die Mitte oder den Westen des Reiches zogen und dennoch ihrer Heimat verbunden blieben! Die Zahlen der Abwanderung aus den östlichen Provinzen des Altreiches seit 1870 sprechen eine traurige Sprache. Am traurigsten aber ist es, wenn sie auch innerlich abwanderten und ihre Heimat aus dem Herzen verloren. Franz Lüdtke blieb auch in der Mitte des Reichs der treue Sohn seiner von Unglück so schwer getroffenen Heimat, der er mit dem intensiven Ingrimm des Nordostdeutschen sein ganzes Wirken als Schriftsteller und Politiker widmete. Und mehr noch: Auch den märkischen Boden, auf dem er seine zweite Heimat gefunden, erlebte er als das Land, das die Keimzelle östlichen Besitzes und des ersten geeinten Deutschen Reiches wurde. Selbst in den Gedichten, die aus dieser kurmärkischen Landschaft erwuchsen, blieb er ein „Dichter des Ostens."

Es ist kein Zufall, daß auch ein anderer ostdeutscher Dichter, Max Halbe, ebenso wie Franz Lüdtke in den Worten „Scholle und Schicksal" sein dichterisches Glaubensbekenntnis niedergelegt hat, wenngleich Halbes Künstlerleben ganz andere Bahnen gelaufen ist. „Deutschland — Scholle und Schicksal", so hieß ein Gedichtband, in dem vor einigen Jahren die schönsten Früchte der Dichtung Lüdtkes zusammengefaßt wurden (Verlag von Julius Beltz, Langensalza-Berlin-Leipzig). Nunmehr ist im Verlag Ludwig Boggenreiter eine neue Auslese seiner Gedichte „Land an der Grenze" erschienen, die um eine ganze Anzahl schöner neuer Schöpfungen bereichert wurde. In einer Zeit, wo das Bekenntnis zu Volk und Nation Selbstverständlichkeit geworden ist, wird die Wertung gegenüber dem dichterischen Ausdruck dieser Haltung naturgemäß strenger sein. Franz Lüdtke, der die Töne völkischen Bekenntnisses nicht erst nach der Machtübernahme zu suchen brauchte, entgeht den Gefahren, die in der Wiederholung hymnenhafter Dichtungsformen liegen, ebenso, wie der Gefahr, durch das ostdeutsche Thema zur Eintönigkeit verführt zu werden. Beherrschung der Form und innere Leidenschaft zu Volk, Heimat und Schicksal machen seine Gedichte zu Liedern und Gesängen. Und das ist wohl das Beste, was man über einen Dichter zu sagen wüßte.

Karl Hans Fuchs.

Die Füße fest auf der Heimaterde, aber die Gedanken darüber, so soll es sein.

Hermann Löns

geb. am 29. August 1866 in Kulm, gefallen bei Reims am 26. September 1914

Der Glückskahn

Fern ein Haus an blauem Meer,
Wo die Wasser rauschen,
Und im Abendwinde schwer
Segel, die sich bauschen.

Fuhr ein Kahn vor langer Zeit
Gischtend in die Wogen,
Wollte zur Unendlichkeit,
Und die Wimpel flogen.

Saßen drin zwei Menschen froh,
In den Herzen Feuer,
Träumten vom Land Irgendwo,
Sehnsucht saß am Steuer.

Strich ein Schatten schwarz vorbei,
Tötete das Licht;
Doch im Kahne still die zwei
Fürchteten sich nicht.

Saßen wartend und bereit,
Lächeln im Gesicht;
Schauten durch die Dunkelheit
Hell der Liebe Licht.

Wollt' ein Sturm den Kahn verschlingen,
Doch des Mannes Faust war hart;
Und es ging ein süßes Singen,
Als der Himmel golden ward.

Ernst Friedöfe

Kulm

Von Dr. Paul Abramowski

Kulm war einst, lange bevor die Marienburg stand, die Hauptstadt des Deutschen Ordenslandes. Es liegt heute mitten im sogenannten „Korridor“ und ist im Laufe der Zeit auf die Stufe eines bescheidenen Provinzialstädtchens herabgesunken. Aber man denkt nicht an diesen geschichtlich bedingten Abstieg, wenn man den Weg zwischen Feldern und Wiesen empor wandert zur Höhe, auf der die Stadt seit Jahrhunderten ihren Platz behauptet. Mit dem Wind gleichsam, der über das breite Weichseltal vorstößt, fliegen einem Gedanken zu, die aus dunkler Zeitenferne den sagenhaften Mythos heraufbeschwören von jenem Kulmo, dem „Sohn des Waydewut“, der als einer der elf Stammväter des Preußenlandes dieser Stadt, „die neunmal dem Untergang verfallen und sogar in Asche gelegt“ worden sei, einst ihren Namen geschenkt haben soll. Freilich ist das nur Sage, und sagenhaft ist auch die Zahl 577 als Gründungsdatum, die noch in chronikalen Aufzeichnungen des 17. und 18. Jahrhunderts herumspukt.

Dennoch liegt Wahrheit in alledem. Sicher ist, daß die Feste Kulm, die urkundlich als castrum Colmen in das Licht der Geschichte tritt, eine der frühesten Gründungen im alten heidnischen Preußenland gewesen sein und schon im 8. Jahrhundert als strategisch wichtiger und viel umstrittener Punkt Bedeutung gehabt haben muß. Sie ist unter den zahlreichen Befestigungen im Kulmer Land zweifellos die wichtigste gewesen, denn sie hat diesem Gebiet zwischen Weichsel, Drewenz und Ossa — im Nordosten, wo Urwald und Sumpfland sich anschlossen, war die Grenze schwankend — ihren Namen gegeben. Kulm ist aber zugleich, und zwar schon zu sehr früher Zeit, ein Kreuzungspunkt zweier wichtiger Verkehrsstraßen gewesen. Die eine war die schiffbare Weichsel. Gleichzeitig führte an dieser Stelle eine Landstraße über den Strom, die, wie Münzfunde zeigen, Anschluß an die Handelsstraßen nach dem Südosten Europas gehabt hat. Daß sich hier sehr bald ein Umschlagsplatz, namentlich auch für das aus der Ferne bezogene Salz und Eisen herausgebildet hat, der sich etwa um das Jahre 1000 einer lebhaften Handelsblüte erfreute, steht außer Zweifel.

Von diesem ältesten Kulm, dessen Name wohl soviel bedeutet wie Höhe, Bergkuppe, hat sich nichts erhalten. Es ist, wie ein großer Teil des Kulmer Landes, in den erbitterten Fehden zwischen den eingesessenen Preußen und den mittels ihrer Christianisierungs- und Kolonisationsbestrebungen auf Ausdehnung bedachten Polen im Laufe von zwei Jahrhunderten vollständig verwüstet worden. Auch darin behält die Überlieferung Recht. Die Preußenfeste wurde zerstört, und erst der tatkräftige Christian von Oliva, der 1215 zum ersten Bischof des Preußenlandes ernannt wurde, konnte daran denken, die Burg durch Herzog Heinrich von Schlesien im Jahre 1222 neu erstehen zu lassen. Sie sollte den sicheren Rückhalt zur Befriedung des zerrissenen Landes und zu planvoller Christianisierung bieten. Doch die Geschichte hätte eine andere Lösung vorgesehen.

Herzog Konrad von Masovien, dem das Kulmer Land durch die hartnäckigen Vorstöße der zeitweilig vertriebenen Preußen, die sogar tief bis in das Herz Polens hineinführten, wieder entrissen war, ruft in seiner Bedrängnis 1226 den Deutschen Ritterorden zur Hilfe herbei. Das Ergebnis der Verhandlungen zwischen dem Hochmeister Hermann von Salza mit dem Herzog wird in einer kaiserlichen Bulle bestätigt: Das Kulmer Land und alle in Zukunft zu gewinnenden Gebiete des Ostens kommen unter die Landeshoheit des Deutschen Ordens, mit der Bedingung, daß das Land im Verbande des Reiches bleibt.

Damit beginnt ein neues Kapitel deutscher Geschichte, deren erste Verwirk-

lichung hier im Osten den Händen des bewährten Deutschmeisters Hermann Balk anvertraut wird. Er wird der erste Landmeister des Ordensstaates. Zur Basis aber der zu erfüllenden gewaltigen Aufgabe, die nicht in wenigen Jahren gelöst werden kann, ist dank seiner günstigen Lage das castrum Colmen ausersehen.

Der kurz nach 1230 in Angriff genommene Aufbau der Stadt — als Gründungsjahr wird 1232 genannt — geht nach wohldurchdachten, besonders auf die Verteidigung abgestelltem Plane vor sich. Eine Burg entsteht, aus strategischen Gründen außerhalb der neuen Stadt gelegen, an der Stelle des späteren Dorfes Althausen. Kolonisten, vorwiegend aus Sachsen, werden ins Land gerufen und an der neuen Pflanzstätte angesiedelt. Der deutsche Bauer, der Handwerker, der Kaufmann, sie alle bringen deutsche Kultur in das vorwiegend von Preußen bewohnte Gebiet, und in aller Kürze schon erblüht an der Stelle der alten Heidenfeste ein Gemeinwesen, das nach preußischem Recht verlangt. Dieses Recht wird ihm und der zur gleichen Zeit entstehenden Stadt Thorn durch Hermann Balk bereits 1233 in Gestalt der berühmt gewordenen „Kulmer Handfeste" verliehen. Sie trifft im einzelnen Bestimmungen über die Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Verwaltung in Stadt und Land, über öffentliches und privates Eigentum, den Kriegsdienst, die Entrichtung von Abgaben, über Münzen und Märkte usf. Die überragende Bedeutung dieses Privilegs, das sich nur dem Wortlaute nach an die ersten Städte des Ordenslandes wendet, beruht aber darauf, daß es in weiser Voraussicht der weiteren Entwicklung zum Fundament der Rechtsordnung für alle künftigen Neugründungen in Aussicht genommen ist und damit, in Anlehnung an das Magdeburger Recht, das Kulmische Recht festlegt. Zugleich wird Kulm, das in der Handfeste bereits weitblickend als „civitas metropolitana" bezeichnet wird, zum Vorort unter den preußischen Städten und als Sitz des Obersten Gerichtshofes ausersehen. Das Siegel der neuen Gründung zeigt in symbolischer Darstellung einen Ordensritter zu Pferde mit Schild und Fahne vor einem turmbewehrten Ordenshause (s. Abb. S. 61).

Die Blütezeit der Stadt Kulm, in der sich ihr Aussehen unter dem mächtigen Schutze des Ordens so geformt hat, wie es in wesentlichen Bestandteilen auf uns gekommen ist, fällt in das 14. Jahrhundert. Eine zinnenbekrönte, von zahlreichen Wehrtürmen unterbrochene Mauer, die sich der Unebenheit des Geländes anschmiegte, umgab die Stadt. Sechs Tore von unterschiedlicher Bedeutung, unter denen sich nur das Graudenzer Tor erhalten hat, vermittelten den Zugang. Den Grundriß der Stadt hatte man so klar wie möglich gestaltet. Er ist auch für die späteren Stadtgründungen maßgebend gewesen. Streng, im rechten Winkel zueinander, verlaufen die Straßen innerhalb der Mauerbefestigung. In der Mitte des Ganzen der Marktplatz, der sogenannte Ring, mit dem Rathaus, das seinerseits die Mitte des Platzes beherrscht.

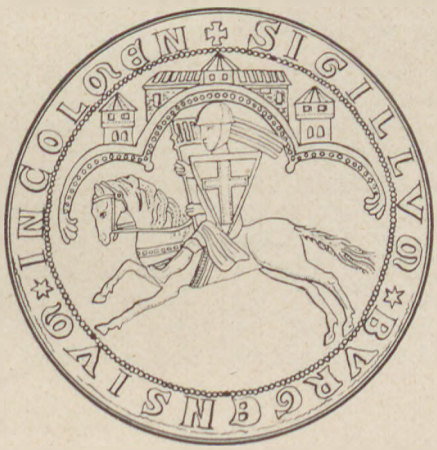
Wer Gelegenheit hat, das malerische Stadtbild Kulms von der Weichselseite aus zu bewundern (siehe die Kunstdruckbeilage), aus dem in eindrucksvoller Verteilung der Akzente die kirchlichen Bauten aufragen, bewundert zugleich die wichtigste Stätte frühgotischer Ziegelbaukunst im Ordenslande. Mögen die einzelnen Denkmäler manchmal auch hinter denen des größeren Thorn zurückstehen, sie haben dafür den Vorteil, von späteren Zeiten weniger berührt zu sein. Der bedeutendste und schönste Bau Kulms, der aus der Ordenszeit erhalten ist und zu den am einheitlichsten durchgeführten Kirchen des gesamten Ordenslandes zählt, ist die zwischen 1300 und 1330 errichtete Pfarrkirche zu St. Marien. Sie stellt bemerkenswerterweise schon den reinen Typ einer dreischiffigen Hallenkirche dar und gibt damit ein Beispiel für die weitere Entwicklung der großen Bürgerkirchen des Nordostens. Obwohl aus schlichtem Backstein errichtet, ist dieser Bau, der auch auf die früheste Gestaltung der Johanniskirche in Thorn eingewirkt haben muß, in den Einzelheiten, soweit das der Backstein überhaupt zuläßt, reich gegliedert. Die profilierten Portale, das Maßwerk der Fenster, die ornamentalen Gesimse fordern unsere Bewunderung heraus. Jeder Zierat spricht von den un-

endlichen Mühen des Versuchs, dem spröden Werkstoff Schönheit auch im Kleinen abzugewinnen. Die Schöpfer des Baues aber treten hinter ihrem Werk zurück. Ihre Namen kennen wir nicht.

Es ist aufschlußreich, daß im Gegensatz zur Pfarrkirche, deren Patron der Orden war, die Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters als Mönchskirche basilikale Gestaltung zeigt. Auch die Franziskanerkirche gehört, obwohl alle drei Schiffe sich unter einem Dache befinden, im Grunde demselben Typ an. Außer den Dominikanern und Franziskanern beherbergte die Stadt noch ein Kloster der Zisterzienserinnen in ihren Mauern. Alle diese Orden wirkten mittel- oder unmittelbar an den von der Landesherrschaft gestellten Aufgaben mit. So waren sie u. a. auch beim Ausbau der Wehranlagen in nächster Nähe ihrer Klöster nachweislich beteiligt.

An Werken der bildenden Kunst aus der Ordenszeit hat sich zahlenmäßig nicht viel erhalten, doch weist die Marienkirche einige bedeutende Denkmale auf, die ein helles Licht auf die Kunstpflege im damaligen Kulm werfen. Die ältesten sind zwei Weihwasserbecken aus hartem Granit, die möglicherweise mit der frühesten Missionstätigkeit in Zusammenhang stehen und noch in das 13. Jahrhundert gehören. Während das eine nur Maßwerkverzierungen trägt, zeigt das andere in den Stein gehauene symbolische Tierfiguren von noch durchaus romanischem Gepräge und starkem Ausdruck. Das bedeutendste jedoch ist eine Reihe von Apostelgestalten, die die Pfeiler und Wände des Gotteshauses zieren (siehe Kunstdruckbeilage). Es sind schlanke, stolze Gestalten von edlem Gepräge, die der Zeit kurz nach Fertigstellung der Kirche angehören und ihrem Stil nach der oberschwäbischen Plastik am nächsten stehen. Das mag darauf hinweisen, daß der Orden nicht nur Siedler ins Land zog, sondern daß mit diesen auch der Künstler in die unerschlossene Welt des Ostlands wanderte und hier eine neue Heimat fand.

Die Geschichte Kulms ist in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Geschichte des Deutschen Ordens gewesen. Je mehr sich das Gebiet der Deutschen im Osten erweiterte und in unglaublich kurzer Zeit zu einer Kulturhöhe gelangte, die dem des Altreiches nicht nachstand, um so mehr ging das Leben der alten Weichselfeste in dem des Ordenslandes auf. Lange Zeit war Kulm neben Thorn, Elbing, Danzig, Königsberg und Braunsberg Mitglied des preußischen Quartiers der Hanse und wird oft genug an erster Stelle genannt. Als Hochmeister Konrad Zöllner 1387 den Plan faßt, im Preußenlande eine Universität nach dem Vorbilde Bolognas zu gründen, fällt seine Wahl auf Kulm. Dies und vieles andere beweist, daß das hohe Ansehen der Stadt trotz allem an Kraft nichts eingebüßt hatte, daß sie im Gegenteil der Würde der einstigen Hauptstadt teilhaftig geblieben war, als andere Städte durch die Gunst ihrer Lage oder der Ereignisse sie längst überflügelt hatten. Erst mit dem Erlöschen des Ordensstaates erlosch auch die Stellung Kulms. Trotzdem lebt seine Bedeutung fort und wird fortleben mit den Namen der beiden Großen, Hermann von Salzas und Hermann Balks, die als Schöpfer des Deutschen Ordensstaates von hier aus das Bollwerk zu errichten begannen, aus dem nach Jahrhunderten ein neues Preußen hervorgehen sollte.



Ältestes Siegel von Kulm

Polen und die Machtstärkung Großdeutschlands

Überraschung auf allen Seiten – Polen will „nicht einen Knopf von seinem Kleid abgeben" – Kritik an der Außenpolitik – Rufe nach Einigkeit – Wortmeldungen der Opposition – Die Befreiung des Memellandes und Polens Hoffnungen auf einen „zweiten Zugang zur See"

Der Zerfall des tschechoslowakischen Staates von Versailles Gnaden, die Angliederung Böhmens und Mährens an das großdeutsche Reich, die Verselbständigung der Slowakei, das Gesuch des slowakischen Präsidenten Tiso an den Führer und die Angliederung der Karpatoukraine an Ungarn bedeuteten für Polen eine Überraschung, wie sie größer und vollständiger kaum gedacht werden kann. Noch am Sonnabend, am 11. März, hielt Außenminister Beck vor der außenpolitischen Kommission des Senats als Antwort auf verschiedene Anfragen einiger Senatoren eine Rede, in der er ausführlich auf die Haltung Polens gegenüber Prag, gegenüber den Selbständigkeitsbestrebungen der Slowaken und der Entwicklung in der autonomen Karpatoukraine einging. Aus dieser Stellungnahme war zu ersehen, daß die polnische Außenpolitik mit einer anderen als der inzwischen eingetretenen Entwicklung gerechnet hat. Für die breitere polnische Öffentlichkeit, die noch am Sonntag und Montag die Erklärungen Becks sehr lebhaft diskutiert hatte, kamen die jüngsten Ereignisse daher erst recht völlig überraschend. In Warschau wurde eine starke Nervosität spürbar. Polen fühlte sich durch die Ereignisse an seiner Südgrenze unmittelbar betroffen.

Der Zerfall des tschechoslowakischen Staates Versailler Prägung an sich wurde in Polen kalt und ohne jedes Bedauern für das tschechische Volk aufgenommen. Es gab nur sehr wenige Stimmen, aus denen ein gewisses Mitgefühl für das „slawische Volk" der Tschechen sprach. Man erklärte, daß die Logik des Lebens sich stärker erwiesen habe als die papierenen und künstlichen Konzeptionen, auf die sich die Existenz der alten Tschechoslowakei stützte. Die „Gazeta Polska" erklärte, daß mit diesem Staate auch die Grundsätze bankrott gegangen seien, auf denen er einst errichtet wurde. Es habe sich hier weder um ethnographische, noch geographische, noch historische Grundlagen gehandelt. Die wesentlichen Grundlagen dieses Staates seien vielmehr internationale Garantien, diplomatische Akte und der Völkerbund gewesen. Der tschechoslowakische Staat sei als Objekt eines internationalen Kräfteverhältnisses zustandegekommen und er habe es im Laufe seiner 20jährigen Existenz nicht verstanden, zu einem politischen Subjekt zu werden. Weder vor 20 Jahren noch in den letzten Monaten sei dieser Staat im Grunde der Dinge als ein selbständiger Staat geboren worden. Er sei dank diplomatischer Geschicklichkeiten und diplomatischer Einfälle entstanden und nicht aus dem großen Opfer eigener nationaler Kräfte. Er verschwinde daher jetzt von der europäischen Landkarte genau so wie er aufgekommen sei, nämlich durch die Zimmer und Vorzimmer diplomatischer Kanzleien. Weder an seinem Beginn noch an seinem Ende sei Größe gewesen. Einhellig war überall eine ungeheure Verachtung für das tschechische Volk, welches, im Besitz von Waffen und Rüstungen, seine staatliche Unabhängigkeit aufgegeben habe, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, sie zu verteidigen. In bezug auf die Angliederung Böhmens und Mährens an das großdeutsche Reich schrieb der „Kurjer Poranny" in einem vermutlich inspirierten Artikel: „Das Aufgehen der Tschechei im Deutschen Reich scheint die bisherige These der deutschen Politik über die Organisierung des Dritten Reiches auf einem ausschließlich

nationalen Grundsatz zu ändern. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Tatsache nicht nur ohne Widerspruch des inkorporierten Landes, sondern mit der Einwilligung dessen oberster Staatsmänner eingetreten ist, was in der Weltgeschichte geradezu einen Ausnahmefall darstellt." Die Tschechen hätten sich damit selbst aus der Reihe der freien Völker oder solcher, die den Anspruch auf Freiheit besitzen, gestrichen. Ihr Staat sei unter solchen Umständen nicht zu retten gewesen. Man müsse das nüchtern und ruhig feststellen.

Die Entstehung einer selbständigen Slowakei begrüßte man in Polen zunächst mit viel Sympathie. Eine Ernüchterung trat dann ein, als das Telegramm des slowakischen Ministerpräsidenten Tiso bekannt wurde, in dem er den Führer um Schutz für die Slowakei ersuchte. Als positivsten Faktor der letzten Entwicklung begrüßte man in Polen naturgemäß die Angliederung der Karpatoukraine an Ungarn, wodurch die von Polen stets ersehnte und angestrebte gemeinsame Grenze mit Ungarn zustandekam. Aber auch hier wies man sofort darauf hin, daß der Wert dieser gemeinsamen Grenze durch die Umstände, die den Anschluß der Karpatoukraine an Ungarn herbeiführten, beträchtlich herabgemindert worden sei. Diese Grenze besitze heute, so schrieb das Wilnaer „Slowo", „den Wert eines Stacheldrahtes, der den Weg eines Elefanten aufhalten soll".

+

Im Vordergrund aller polnischen Betrachtungen stand der große Machtzuwachs, den die letzten Ereignisse dem Großdeutschen Reich gebracht haben. Man wurde sich der Bedeutung der neuen Stellung Deutschlands in Mitteleuropa sofort in jeder Hinsicht bewußt. Gleich in ihren ersten Kommentaren wiesen daher die polnischen Blätter aller Schattierungen auf die Notwendigkeit einer inneren Konsolidierung in Polen hin. Sie forderten angesichts der historischen Prozesse, die sich an den Grenzen Polens abspielten, äußerste Wachsamkeit der Regierung und die Konzentration aller Kräfte der polnischen Nation: In diesem Punkte setzte die Kritik an der Außenpolitik der polnischen Regierung ein. Gleichzeitig wurde in diesem Punkte deutlich, daß man es in Polen jetzt für unbedingt notwendig hält, vor Deutschland auf der Hut zu sein. Indem man immer wieder auf die Feigheit des tschechischen Volkes hinwies, appellierte man an das Ehrgefühl des polnischen Volkes. In zahlreichen Kundgebungen ist inzwischen der Wehrwille des polnischen Volkes dokumentiert worden. Diese Kundgebungen können nur als Warnungen gegenüber Deutschland aufgefaßt werden, dem man zu verstehen geben will, daß Polen nicht gewillt ist, freiwillig auch nur eine Fußbreite seines Landes abzutreten. Gleich am Nachmittag des 15. März berief General Skwarczynski, der Führer des Lagers der Nationalen Einigung, eine Plenarsitzung aller parlamentarischen Vertreter des Lagers ein, denen er in einer kurzen Rede erklärte, daß in der gegenwärtigen politischen Situation die Existenz jedes Volkes und Staates einzig und allein durch die eigene militärische Kraft garantiert werde. Die Garantie für die Unantastbarkeit der polnischen Grenzen und die Großmachtstellung Polens sei allein die eigene Stärke. Er glaube, so erklärte der General, an die Kraft des polnischen Volkes und sei der Stärke und Kampfbereitschaft der polnischen Armee und der Tatsache sicher, daß nichts imstande sei, Polens Rechte und Interessen anzutasten. Polens Bereitschaft für den Fall eines zukünftigen Krieges und besonders seine moralische Bereitschaft sei die Grundlage der polnischen Innen- und Außenpolitik. Am Abend des Namenstages des Marschalls Rydz-Smigly hielt der Stabschef des Lagers der Nationalen Einigung, Oberst Wenda, eine Rede, in der er an die Worte Rydz-Smiglys erinnerte, der einmal gesagt hat: „Wenn jemand im Lande mit Augenblicken der Schwäche rechnet, dann hat er sich gründlich verrechnet, und wenn jemand von außen auf solch eine Gelegenheit spekuliert, dann soll er wissen, daß wir unsere Hände nicht nach fremdem Besitz ausstrecken, daß wir aber auch unseren Besitz nicht fortgeben. Wir werden nicht nur nicht das ganze Kleid, wir werden nicht einmal einen Knopf von diesem Kleid abgeben." Auch der polnische Staatspräsident Moscicki hielt am Namenstage des Marschall Pilsudski, am 19. März, eine Rede, in der er sagte, daß Polens Wehrkraft von Jahr zu Jahr und von Monat zu Monat wachse und stärker

werde. Die Selbständigkeit des politischen Denkens, das Vertrauen auf die eigene Kraft und die Gebote der Ehre seien die Grundlagen der polnischen Politik. Polen werde seine Zukunft und sein Schicksal niemals unter den Schutz eines anderen stellen, weil es weiß, daß die Freiheit das Ergebnis eines dauernden und opferreichen Kampfes ist.

+

Auch im Sejm ist es zu bemerkenswerten Demonstrationen gekommen. Der bekannte polnische General Żeligowski, der das Wilnaer Gebiet für Polen erobert hat, nahm das Wort zur Tagesordnung, wobei er erklärte, daß zwei slavische Völker, das tschechische und das slowakische, ihre Unabhängigkeit auf tragische Weise verloren hätten und daß die politische Situation des polnischen Staates gefährlich geworden sei. Angesichts dessen beantragte er, daß der Ministerpräsident vom Sejm zu einer Erklärung darüber aufgefordert werde, was er zu tun gedenke, um eine sofortige Steigerung der moralischen und materiellen Kräfte Polens herbeizuführen. Der Antrag, für den nur 10 Abgeordnete stimmten, die dem Lager der Nationalen Einigung nicht angehören, wurde abgelehnt. Einige polnische Blätter weisen darauf hin, daß auch viele Abgeordnete des Lagers der Nationalen Einigung sich gerne für diesen Antrag ausgesprochen hätten und daß sie daran nur die Disziplin gehindert habe, der die Abgeordnete dieses Lagers unterstehen. Ebenso hat der Abgeordnete Sanojca, der dem Lager der Nationalen Einigung angehört, eine Interpellation zur außenpolitischen Lage eingebracht, die aber vom Sejmmarschall nicht zur Kenntnis genommen wurde. Der Abgeordnete Sanojca wurde für seine Interpelation von der Führung des Lagers der Nationalen Einigung suspendiert. Die Haltung, die das Lager der Nationalen Einigung bei diesen beiden Ereignissen im Sejm eingenommen hat, bedeutet jedoch nicht, daß alle Abgeordneten dieses Lagers die polnische Außenpolitik billigen oder gar die außenpolitische Lage Polens für unbedenklich halten. General Skwarczynski, der Führer des Lagers, hat sich aber erst vor kurzem sehr positiv über die Außenpolitik des Obersten Beck geäußert und ist daher jetzt kaum in der Lage, eine Kritik zuzulassen, die eine Revision seiner erst kürzlich geäußerten Ansicht bedeuten würde. Die Führung des Lagers der Nationalen Einigung muß auch befürchten, daß eine Kritik an der Regierungspolitik, die aus den eigenen Reihen kommt, den Oppositionsparteien einen starken Auftrieb gibt. Das Lager würde eine seiner wichtigsten Positionen damit selbst aufgeben. Ferner kommt hinzu, daß sowohl die regierenden Männer Polens als auch die führenden Persönlichkeiten des Lagers der Nationalen Einigung Vertrauensleute des Staatspräsidenten sind, daß also Gegensätze zwischen dem Lager und der Regierung oder einzelnen Mitgliedern der Regierung wenigstens nach außen hin nicht in Erscheinung treten dürfen. Das Lager der Nationalen Einigung betont immer wieder, daß gerade im gegenwärtigen Augenblick eine innere Konsolidierung des polnischen Volkes durchgeführt werden müsse.

+

Dasselbe behauptet aber auch die Opposition und behaupten die Kreise, die dem Lager der Nationalen Einigung nicht angehören. Von dieser Seite wird eine starke Kritik an der Außenpolitik Becks geübt. Diese Kreise werfen auch der Regierung in ihrer Gesamtheit Unfähigkeit vor und behaupten, daß sie nicht imstande sei, die schwierige Lage zu meistern, in der Polen sich angesichts der an seiner Grenze wachsenden Macht Deutschlands befindet. Sie weisen ferner darauf hin, daß es dem Lager der Nationalen Einigung, welches an der innen- und außenpolitischen Entwicklung der letzten Jahre schuld sei, niemals gelingen werde, eine innere Einigung und Festigung des polnischen Volkes herbeizuführen. Der Einfluß der Oppositionsparteien auf breite Schichten des polnischen Volkes und besonders auf die polnische Jugend ist bekannt. Diesen Parteien sind die Demonstrationen, die während des Besuches des italienischen Außenministers in Polen in den Straßen Warschaus stattfanden, ebenso zu verdanken, wie die Tatsache, daß die Kundgebungen, die anläßlich der Erreichung einer gemeinsamen Grenze Polens mit Ungarn vor der ungarischen Gesandtschaft stattfanden, mit Demonstrationen gegen Deutschland endeten. Machte sich bei dieser Gelegenheit nationaldemokratischer Einfluß bemerkbar, so waren

Kulm, Marienkirche: Apostel

es am Tage darauf Sozialdemokraten, die in einigen Straßen gegen Deutschland demonstrierten. Die letzten großen politischen Ereignisse haben auch die Vorstände der verschiedenen Parteien mobilgemacht, die, nach Parteien getrennt, während dieser Tage zusammentreten, um zur außen- und innenpolitischen Lage Stellung zu nehmen.

Welcher Art die Befürchtungen der Oppositionsparteien sind, geht aus einem Leitartikel des nationaldemokratischen „Warszawski Dziennik Narodowy" hervor. Das Blatt sagt, daß man es in diesen Tagen nicht mit einer abgeschlossenen Periode, sondern erst mit dem Beginn einer neuen Entwicklung zu tun habe. „Wir weisen im Zusammenhang mit der Besetzung der Karpotoukraine auf die Frage Ungarns hin, die in eine neue Phase eintritt und ebenso eine Reihe von Möglichkeiten in sich birgt, wie die Frage Memels, die zum Ausgangspunkt politischer Handlungen Deutschlands im Gebiet der Ostsee werden kann. Weiter im Felde, aber nicht zu weit, steht das Hauptproblem des Planes der Errichtung eines deutschen Imperiums in Osteuropa — die Frage der Ukraine und der südlichen Besitzungen Rußlands, die zu einer der Hauptgrundlagen dieses Imperiums werden soll. Wir weisen darauf hin, daß die Konsequenzen dieses gigantischen imperialistischen Planes für uns nicht gleichgültig bleiben und daß sie sich nicht in einer Atmosphäre des europäischen Friedens und Vertrauens verwirklichen lassen." Damit ist das Blatt dann glücklich bei der Innenpolitik angelangt und fordert grundsätzliche Änderungen in der Form des politischen Lebens in Polen, die dem Volke ein „Maximum an zweckmäßig organisierter Energie" sichern.

Andere Kreise wiederum, die nicht in Oppositionsparteien organisiert sind, aber auch dem Lager der Nationalen Einigung fernstehen, Kreise, die nicht unbedingt deutschfeindlich, sondern für eine Verständigung mit Deutschland eingetreten sind, machen heute lauter noch als nach dem Anschluß Österreichs und des Sudetenlandes an Deutschland der polnischen Außenpolitik den Vorwurf, daß sie es versäumt habe, aus der Verständigung mit Deutschland für Polen Nutzen zu ziehen. Nach Ansicht dieser Kreise hat bisher allein Deutschland einen Vorteil aus der Verständigung mit Polen gezogen, indem es die Befriedigung seiner Ostgrenze und den Nichtangriffspakt mit Polen nutzte, um in Ruhe und ungefährdet bedeutende Erfolge auf territorialem und machtpolitischem Gebiet zu erzielen. Nach Ansicht dieser Politiker hätte Deutschland — das ist merkwürdig genug — mit Zugeständnissen in der Frage Danzigs und Memels an Polen zahlen müssen.

+

Die Tatsache, daß jetzt auch das Memelland zum Reich zurückgekehrt ist, hat daher in Polen eine große Enttäuschung hervorgerufen. Bekannt ist der von Außenminister Beck geprägte Satz, daß Polen nichts gleichgültig bleiben kann, was an der Ostsee, dem einzigen Meer, zu dem Polen Zutritt hat, passiert. Als der polnisch-litauische Konflikt im März des vergangenen Jahres seinen Höhepunkt erreichte, hatten polnische Rechtskreise bei verschiedenen Demonstrationen den „Marsch nach Memel" gefordert. Als dann nach der Annahme des polnischen Ultimatums durch Litauen eine Normalisierung der polnisch-litauischen Fragen zustande kam, richteten sich die Augen polnischer Politiker und Wirtschaftler in erster Linie nach Memel. Man begann von einem „zweiten Zugang Polens zur See" zu sprechen. Polen suchte auf jede Weise, Verbindung mit litauischen Stellen und Kreisen in Memel aufzunehmen. Polnische Segler segelten von Gdingen nach Memel, um sportliche Verbindungen aufzunehmen. Leitende Männer des Gdingener Hafens statteten den entsprechenden litauischen Persönlichkeiten in Memel Besuche ab. Polnische Wirtschaftler prüften die Möglichkeiten, die ihnen der Memeler Hafen bieten könnte. Den Fragen des Verkehrs auf dem Memelstrom widmete man polnischerseits größte Beachtung, was auch in den polnisch-litauischen Abmachungen über den Handel und die Verkehrswege seinen Niederschlag fand. Schließlich errichtete Polen Mitte März dieses Jahres in Memel ein Generalkonsulat, zu dessen Leiter der bisherige Legationsrat bei der polnischen diplomatischen Vertretung in Danzig, Dr. Weyers, berufen wurde, ein Mann, der als erprobter Wirtschaftssachmann und Kenner der polnischen Interessen im Ostseegebiet gilt. Als nun der Anschluß Böhmens und Mährens an das Reich Tatsache wurde, begann man

sich in Polen auch in der breiteren Öffentlichkeit wieder lebhafter mit der Frage Memels zu beschäftigen und Befürchtungen wegen der Rückkehr des Memellandes zu Deutschland zu hegen.

Noch am Vortage der entscheidenden Unterredung zwischen dem Reichsaußenminister und dem litauischen Außenminister Urbszys faßte das Hauptkomitee der polnischen nationaldemokratischen Partei eine Entschließung, in der es auf die Notwendigkeit eines Schutzes der „Unabhängigkeit Litauens mit seinem Hafen Memel" durch Polen hinwies. Es braucht hier nicht die Frage erwogen zu werden, ob Polen am Memeler Hafen nur rein wirtschaftlich interessiert war. Verschiedene Reden, Äußerungen und manche Tatsache sprechen sehr deutlich dafür, daß Polen auch politische Ziele im Auge hatte. Der Gedanke an eine neue polnisch-litauische Union ist in Polen immer noch lebendig. Man glaubt, durch langsame und kluge Kleinarbeit den Einfluß Polens auf alle Gebiete des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen litauischen Lebens so verstärken zu können, daß Litauen in einer mehr oder weniger fernen Zukunft mit oder ohne Union zu einem Lande werden kann, in dem Polens Einfluß entscheidend oder zumindestens sehr stark wäre. Bei dieser Einstellung und bei solchen Hoffnungen ist es nur erklärlich, daß die Rückgliederung des Memellandes an das Reich in Polen eine Enttäuschung hervorgerufen hat. Man ist der Auffassung, daß die Rückgliederung Memels für Polen einen materiellen Verlust bedeutet. Dabei läßt man aber verschiedene Dinge ganz außer acht. Polen hat bisher den Memeler Hafen nicht benutzen und aus ihm keine Vorteile ziehen können, weil Litauen sich bis vor kurzer Zeit, bis zur Annahme des polnischen Ultimatums geweigert hat, irgendwelche Beziehungen mit Polen aufzunehmen. Erst in jüngster Zeit ist auch auf diesem Gebiet eine Normalisierung der polnisch-litauischen Beziehungen eingetreten. Erst die Zukunft hätte Polen im Memeler Hafen Möglichkeit für seine Ein- und Ausfuhr geboten. Nun bleibt es unerfindlich, warum man sich polnischerseits solche Möglichkeiten und Vorteile vom Memeler Hafen nur dann verspricht, wenn er zum litauischen Staat gehört und warum man in Polen diese Vorteile nicht von demselben Hafen erwartet, wenn er sich in deutschem Besitz befindet. Man kann sich diese polnische Haltung zur Rückkehr Memels zum Reich eben nur dadurch erklären, daß Polen neben wirtschaftlichen auch politische Ziele in Memel verfolgt hat.

Im übrigen trägt man aber in politischen Warschauer Kreisen der Tatsache Rechnung, daß Polen nicht zu den Signatarstaaten der Memel-Konvention gehört und daß Litauen wegen der Memelfrage niemals an seine Nachbarstaaten herangetreten ist. Die Memelfrage ist ebenso wie die Wilna-Frage seiner Zeit bei der Gründung der baltischen Entente als sogenanntes „spezifisches Problem" außerhalb des Rahmens der Zusammenarbeit Litauens mit Lettland und Estland geblieben. Viel weniger noch hat Litauen in der Vergangenheit je daran gedacht, die Memel-Frage zum Gegenstand irgendwelcher Gespräche oder Verhandlungen mit Polen zu machen. Polen mag daher die Rückgliederung des Memellandes an Deutschlang ungern sehen. Es wird sich aber niemals der Tatsache verschließen können, daß die Rückkehr auch dieses Landes zum Großdeutschen Reich die Wiedergutmachung eines alten und harten Unrechts bedeutet und daß durch diese Rückgliederung eines deutschen Gebietes, das fast ausschließlich von deutschen Menschen bewohnt wird, keine lebenswichtigen polnischen Interessen berührt.

+

Es ist heute noch nicht möglich, Endgültiges über die Haltung Polens zu den letzten Ereignissen zu sagen. Hier konnte nur die Reaktion geschildert werden, die sich während und nach den letzten großen Ereignissen in Polen bemerkbar machte. Diese Haltung ist in mancher Hinsicht uneinheitlich, aber man wird feststellen können, daß ganz Polen sich heute in einer Abwehrstellung gegenüber Deutschland befindet, vor dem es Befürchtungen für seine territoriale Unversehrtheit hegen zu müssen glaubt.

Ass.

Das Ende der Tschecho-Slowakei

Der tschechische Geschichtsmythos – Volksfrontler-Propaganda – Die Spannungen Prag-Preßburg – Hachas Reise nach Berlin und die Errichtung des Reichsprotektorats – „An dem Absturz sind wir zum größten Teil selbst schuld"

Mit seltener Unerbittlichkeit hat sich in den vergangenen Wochen das Gesetz der tschechischen Geschichtsentwicklung vollzogen. Man kann die Politik und Haltung des tschechischen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart nicht verstehen ohne die Kenntnis des tschechischen Geschichtsmythos, aus dem heraus das tschechische Volk seine geistigen und weltanschaulichen Kräfte schöpfte, die zur Triebkraft seines politischen Handelns geworden waren. Als in den Septembertagen des Jahres 1817 der Prager Rechtshörer und Schriftsteller Wenzel Hanka auf dem Dachboden der Kirche zu Königinhof jene sensationelle Handschriftenfunde machte, die sich später als die Fälschungen ihres „Entdeckers" entpuppten, leitete er damit gleichsam die tschechische Revolution ein, die mit der Errichtung des selbständigen tschechischen Staates ihren Abschluß gefunden hat.

Das tschechische Volk stand damals ganz im Banne des sogenannten böhmischen Landespatriotismus. Deutsche und Tschechen fühlten sich als „Böhmen" und nahmen Anteil an den kulturellen Errungenschaften beider Nationen. Es entsprach dem Wesenszug des tschechischen Volkes, daß es der nehmende Teil war, während die Deutschen selbstschöpferisch tätig waren und gaben. Die Tschechen erlebten das Aufblühen des deutschen Geisteslebens zur Zeit der Klassiker und der Romantiker, sie wurden Zeugen von der Richtigkeit der deutschen Philosophie zur Zeit der Freiheitskriege, die in der Geschichte einer Nation die Triebkraft für ihr politisches Handeln in der Gegenwart sah. Sie sahen vor dem deutschen Volk durch die zahlreichen Handschriftenfunde und ihre Verarbeitungen durch die Romantiker und durch die Forschungsarbeiten der Historiker seine glanzvolle Vergangenheit ausgebreitet.

Angeregt von der deutschen Geschichtsphilosophie und Altertumsforschung begannen auch die Tschechen sich mit ihrer geschichtlichen Vergangenheit zu beschäftigen. Das Bild, das sich ihnen bot, war allerdings nicht sehr erfreulich und ermunternd zu politischen Taten in der Gegenwart. Den Mangel an geschichtlichen Großtaten und wirklichen Höhepunkten suchten sie durch unbegründete Annahmen und falsche Darstellungen auszugleichen. So entdeckte z. B. Kolar, daß die Löwenfiguren des Bamberger Doms slawische Runenzeichen tragen, woraus er schloß, daß es sich hier um Heiligenfiguren aus alten slawischen Opferstätten handle, die von den bösen Deutschen eben nach Bamberg entführt worden sind. Auf einer Reise durch Italien entdeckte er überall Spuren tschechischer Kulturschöpfungen. Diese tschechische Romantik durchziehen die Volksbücher bis in die jüngste Zeit, die ja schließlich auch Johann Gutenberg, den Erfinder der Buchdruckerkunst, zu einem Tschechen gemacht hat, der ursprünglich „Jan" hieß und aus „Kuttenberg" in Böhmen stammte. Von entscheidender Bedeutung für die tschechische Geschichtsauffassung aber wurden die Handschriftenfunde des genannten Wenzel Hanka. Er förderte Fragmente eines alten tschechischen Heldenliedes zu Tage, das die slawische Vorzeit in einem ganz unbekannten Glanze erscheinen ließ. Darin war auch die Schicksalsfrage des tschechischen Volkes angedeutet, die sich ihm als Kampf zwischen Deutschen und Tschechen darstellt. Es dauerte über sechzig Jahre, bevor sich auch ernste wissenschaftliche Kreise der Tschechen davon überzeugt hatten, daß die Funde Hankas Fälschungen darstellten. So sehr aber hatten sich die Tschechen an die Echtheit dieser Handschriften geklammert, daß das Bekenntnis zu ihrer Echtheit als Prüfstein der nationalen Gesinnung gewertet wurde. Als Masaryk in einer soziologischen Abhandlung eindeutig die Fälschung nachwies, bereiteten ihm die Studenten Katzenmusik und Pfeifkonzerte. Er mußte seinen Vorlesungsbetrieb unterbrechen und die Prager „Narodni Listy" verfluchten den Tag, an dem er von einer tschechischen Mutter geboren wurde.

Der Glaube an die Echtheit der Königinhofer Handschrift ist heute noch nicht im tschechischen Volke tot. Ich hatte anläßlich des Einmarsches der deutschen Truppen in Prag Gelegenheit, mit einem jungen tschechischen Faschisten zu sprechen, der mir als Beweis für das unnationale Handeln Masaryks unter anderem anführte, daß er die Echtheit des tschechischen Nibelungenliedes zu bestreiten gewagt habe.

Auf dieser Königinhofer Handschrift baute Franz Palacky, der politische Führer des tschechischen Volkes im 19. Jahrhundert und der Verfasser einer fünfbändigen Geschichte Böhmens auf. Er hat den Gedanken weitergesponnen, den Wenzel Hanka in seinem Heldengedicht angedeutet hat: den Kampf zwischen Deutschen und Tschechen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß ein tausendjähriger Kampf zwischen den beiden Völkern den Inhalt der tschechischen Geschichte darstelle. Dieser Kampf wird für ihn zur Auseinandersetzung zwischen der slawischen Urdemokratie und dem deutschen Feudalwesen, der nun in ein neues entscheidendes Stadium getreten sei. So wurde für die Tschechen der Kampf gegen den Wiener Zentralismus und um eine Umgestaltung der alten Donaumonarchie auf föderalistischer Grundlage eine Fortsetzung dieses Kampfes zwischen Deutschen und Tschechen. In der Geschichtsdarstellung aber der tschechischen Vergangenheit erscheinen die Perioden der Herrschaft der Przemysliden, Luxemburger und Habsburger, in denen der deutsche Einfluß im Lande mitbestimmend war und enge Bindungen zwischen Böhmen und dem Deutschen Reich bestanden, als Zeiten der Unterdrückung und Einengung des nationalen tschechischen Lebens, während die Jahrzehnte einer selbständigen Herrschaftsführung der Tschechen im Sudetenraum als Höhepunkte gefeiert wurden. Die Hussitenzeit und die Regentschaft des Georg von Podebrad und der Jagellonen gelten als Heldenzeit und Glanzzeiten eines nationalen Königtums, unbeschadet der grauenhaften Zerstörung und des wirtschaftlichen und kulturellen Niederganges. Die Zeugnisse für das Auflodern des Hasses gegen das Deutschtum in der Vergangenheit werden als Beispiele für die nationale Gesinnung herausgestellt und als Argumente für die tschechische Einstellung in der Gegenwart verwendet. Nicht die Herzöge Wratislav, Wladislav und Przemysl Ottokar I., die wegen ihrer treuen Erfüllung der Lehensverpflichtung vom deutschen Kaiser mit der Königskrone ausgezeichnet werden und unter deren Herrschaftsführung das kulturelle und wirtschaftliche Leben aufblüht, werden ihrer Bedeutung für die Landesgeschichte entsprechend gewürdigt, sondern Bretislav, der auch Polen in sein Machtbereich einbeziehen konnte, wenn auch nur für kurze Zeit, und dabei die Existenz des böhmischen Herzogtums aufs Spiel gesetzt hatte, ist der große Held dieser Zeit. Masaryk und sein Kreis verlassen bereits die Grenzen der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und stellen dem tschechischen Volk die Erfüllung einer antideutschen Funktion als ihre europäische Aufgabe hin. Er bezeichnet den Kampf der Tschechen für die Demokratisierung Europas, der zugleich ein Kampf gegen die Theokratien in Österreich-Ungarn und Deutschland darstellt, als die Fortsetzung der Tradition der alten böhmischen Staatspolitik, der zugleich der Kampf gegen das Deutschtum entspricht. Aber auch der Kampf gegen das Deutschtum müsse auf der europäischen Ebene geführt werden, auf der die Tschechen die Funktion eines Bollwerkes gegen den deutschen Drang nach dem Osten erfüllen müßten.

Das sind in großen Strichen gezeichnet die geschichtlichen und weltanschaulichen Grundlagen des politischen Kampfes der Tschechen im 19. und 20. Jahrhundert. Seine erste Phase stellt das Ringen um den föderalistischen Umbau der alten Habsburgermonarchie dar. Der tschechische Freiheitsbegriff sieht seinen Inhalt zunächst in der Errichtung eines selbständigen böhmischen Königreiches im Rahmen der Habsburgermonarchie. Die zweite Phase bildete der Kampf um den selbständigen Staat während des Weltkrieges. In diesen vier Jahren hatte sich unter dem Einfluß des Kriegsgeschehens der tschechische Freiheitsbegriff bereits in die Richtung eines selbständigen Staates gerichtet. Die dritte Phase aber umschließt die zwanzig Jahre tschechoslowakischer Staatlichkeit, die unter französischem Protektorat die Erfüllung antideutscher Aufgaben im mitteleuropäischen Raum beinhaltet.

So bewegte sich durch mehr als 120 Jahre die tschechische Volks- und Staatspolitik in deutschfeindlichen Bahnen. In diesem deutschfeindlichem Sinne erfolgte die Erziehung der Generationen in diesem Zeitraum. Das

falsche Geschichtsbild, das man mit einem mythischen Glanz umgeben hat, läßt den Kampf gegen das Deutschtum als völkische Notwendigkeit erscheinen, um so mehr, als man das Deutschtum als den unversöhnlichen Gegner der Tschechen hingestellt hat, der auf nichts anderes als auf die Vernichtung der Tschechen abziele. Daß die Zeiten einer deutsch-tschechischen Zusammenarbeit und einer engen Anlehnung zu den glücklichsten Zeiten des Landes gehörten, wurde dem tschechischen Volk darzustellen peinlichst vermieden. Huß und Zizka werden in dieser Zeit als die Nationalheiligen herausgestellt, während der Hl. Wenzel, der die Politik der Przemysliden in die Richtung der Zusammenarbeit mit dem Deutschtum geleitet hat, restlos in den Hintergrund verschwindet.

+

Planmäßig und systematisch suchten die Tschechen die Freundschaft zu den Gegnern des Deutschtums. Als sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Allianzbildung Frankreich—Rußland am europäischen Horizont abzeichnet, werden Paris und Petersburg zum Mekka der tschechischen Außenpolitiker. Ihre Überlegung war dabei folgende, daß ein Krieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn ihre Pläne auf alle Fälle fördern müßte. Selbst wenn die Mittelmächte aus ihm als Sieger hervorgingen, wären sie durch den notwendig gewordenen Kräfteaufwand so geschwächt, daß den Tschechen durch eine Revolution die föderalistische Umgestaltung der alten österreichisch-ungarischen Monarchie gelingen müßte, wodurch sie eine neue Etappe auf den Weg ihrer staatlichen Selbständigkeit erreichen würden. Im Falle eines Sieges aber der Entente-Mächte erwarteten sie die Errichtung eines selbständigen Staates auf Grund ihrer Argumentation, daß seine Flankenstellung ein wertvoller Beitrag zur Festigung der geschaffenen Neuordnung in Europa darstellte. Der Ausgang des Weltkrieges schien ihren Spekulationen recht zu geben. In der Fortsetzung ihrer Bündnispolitik mit Frankreich und Rußland sahen sie die beste Garantie für die Existenz ihres Staates. Daraus erklärt sich aber auch ihre Politik in den vergangenen zwanzig Jahren.

Daß die Tschechen mit dieser Politik die Schranken ihrer raumbedingten Geschichtsentwicklung verlassen und einen falschen Weg eingeschlagen haben, erfuhren sie in den historischen Septembertagen des Vorjahres. Es war daher für sie nicht leicht, sich nach der Münchener Entscheidung umzustellen. Und diese Umstellung wurde ihnen durch ihre demokratischen Freunde des Westens nicht leicht gemacht. Denn sie nährten in ihnen die Hoffnung, daß die getroffene Lösung nur eine Übergangserscheinung darstelle. Gewiß fehlte es nicht an weiten Kreisen im tschechischen Volke, die den neuen Verhältnissen nüchtern ins Auge blickten und eine radikale Abkehr von den bisher im tschechischen Volk machtausübenden Kräften und ihren Methoden forderten. Aber es zeigte sich nur zu bald, daß sie zu schwach waren, energisch gegen die kommunistisch-jüdischen Umtriebe im Lande durchzugreifen. Die Träger und Drahtzieher der kommunistischen, jüdischen und deutschfeindlichen Propaganda, die trotz der Maßnahmen der Regierung ihre Wühlarbeit fortsetzten, übten auf die tschechische Bevölkerung einen solch starken Einfluß aus, daß der Leiter der Prager Außenpolitik, Dr. Chvalkovsky, sehr ernste Worte an die Tschechen richtete, ihnen kein Gehör zu schenken.

+

Die tschechischen Volksfrontler hatten nach der Auflösung der Parteien in harmlos erscheinenden Vereinen der unterschiedlichsten kulturellen, sittlichen und sozialen Richtungen Zuflucht genommen und durch sie und ihre Zeitschriften und Zeitungen ihre Propaganda fortgesetzt. In den letzten Februartagen veröffentlicht der „Prager Zeitungsdienst" eine äußerst interessante Übersicht über die publizistische Beeinflussung des tschechischen Volkes durch neuentstandene tschechische Blätter und Revuen:

„In Prag wie in der Provinz erscheint eine Reihe von Zeitschriften und Revuen, die auf der Titelseite treuherzig verkünden, der religiösen, sittlichen, sozialen oder sonst einer Wiedergeburt zu dienen. Da gibt es z. B. eine stark verbreitete Brünner Zeitschrift „Nový Lid". In einer der letzten Ausgaben wird unter dem Titel „Volksgericht" ganz unverhüllt gegen das vom überwiegenden Teil der tschechischen Presse geäußerte Urteil über Benesch polemisiert. „Selbst wenn die angegriffene Persönlichkeit" — so schreibt das Blatt — „eine hohe Stellung im öffentlichen Leben eingenommen hat, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß nicht

nur im Inlande, sondern auch vor dem Auslande ein schlechter Eindruck entsteht, wenn gegen diese Persönlichkeit eine wüste Kampagne geführt wird." Der urteilsfähige Mensch müsse sich fragen, warum erst jetzt diese Klagen erhoben werden und warum die heutigen Kläger in der Vergangenheit geschwiegen haben. Wolle man einen Menschen verurteilen, so müsse er auch angehört werden. Der Artikel schließt warnend: „Verurteilet nicht, damit ihr nicht selbst einmal verurteilt werdet!"

Die Prager Monatszeitschrift „Sbratření" für die „Wiedergeburt des Geistes und der Gesellschaft" kann als klassisches Beispiel für die verborgenen Quellen der Flüsterpropaganda bezeichnet werden. In der in den letzten Jännertagen erschienenen Nummer wird hier schwarz auf weiß erklärt: „Die Leser müßten verstehen, daß der Autor nicht so schreiben könne, wie er gerne möchte, aber die Leser würden nicht überrascht sein, durch die großen Veränderungen, welche sich in der nächsten Zukunft vorbereiten, da die Mächtigen fallen und das, was schwach schien, an Stärke gewinnen wird." Im direkten Schuß torpediert dann das Blatt die Bemühungen der Prager Regierung. Es schreibt: „Deshalb auch braucht man keine allzugroße Wichtigkeit den Dingen beizumessen, die gegenwärtig den Eindruck des Dauerhaften erwecken." Das gelte vor allem für die verschiedenen politischen Formen und Richtungen. Die wichtigste Aufgabe sei heute, über Gruppen von „mutigen Einzelpersonen" zu verfügen, die laut und durch die Tat der Welt beweisen, daß das tschechische Volk in seinem Kerne dem treu geblieben ist, was es in der Vergangenheit als das Beste anerkannt hat. Die Zeit werde kommen, da sich die Menschheit in eine einzige Familie von Kindern Gottes ohne Unterschied der Rasse, Grenzen und Kultur verwandeln werde. Ein drucktechnisch besonders hervorgehobenes Zitat sagt: „Es kommt der Tag, der tapfere Herzen erfordern wird, es kommen Kämpfe, die nur Menschen ohne Furcht bestehen werden." Eine ganze Seite dieser Zeitschrift ist Zitaten aus dem Talmud gewidmet und zwar, wie es in der Fußnote heißt, „um den Beweis zu führen, daß das Talmud-Judentum nicht den Haß gegen die Andersgläubigen züchtet, wie die Verleumder behaupten." In einer anderen Rubrik macht die Zeitschrift auf die von einem gewissen Georg Langer herausgegebene Neuauflage des Talmuds aufmerksam und empfiehlt ihren Lesern wärmstens, sich mit dem Talmud und mit der „tiefen Weisheit der altjüdischen Väter" zu befassen, da gegenwärtig über den Talmud „schauererregende Unwahrheiten" verbreitet werden.

Auch in der Feber-Nummer hat sich an der Tendenz dieser Zeitschrift nicht das Geringste geändert. Unter der Chiffre „E. B." veröffentlicht das Blatt ein schleimiges Zitat aus irgendeiner „humanitären" Rede Dr. Eduard Beneschs, füllt neuerdings eine halbe Seite mit Zitaten aus dem Talmud als Beweis für die „vorzüglichen Qualitäten" des Weltjudentums usw. In einem Brief werden die Franco-Truppen als „wahnsinnige Helden" bezeichnet, die die unschuldige Zivilbevölkerung mit Bomben belegen, im Briefkasten werden die Leser aufgefordert den „fremden" Emigranten Schutz zu gewähren. Als Beispiel „religiöser Verträglichkeit" hebt die Zeitschrift das Verhalten der jüdischen Religionsgemeinde in Kladno hervor, die der tschechoslowakischen Kirche ihre Synagoge zur Abhaltung von Gottesdiensten zur Verfügung gestellt hat. Freitag abends beten in der Synagoge die Juden und Sonntag die Christen. Das Blatt scheut auch nicht davor zurück, sich über die Prager Regierung lustig zu machen. In der humoristischen Ecke lesen wir folgenden „Witz": „Vater, was ist denn eine Regierung der starken Hand?" — „Das ist eine Regierung, die auf schwachen Füßen steht."

In Prag erscheint zwar noch keine tschechische Revue für die kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Deutschland, wohl aber erscheint noch immer die Revue für die kulturelle und wirtschaftliche Zusammenarbeit der Tschecho-Slowakei mit der Sowjet-Union, „Praha-Moskva". In der letzten Ausgabe von 15. Feber(!) heißt es in einem Artikel, daß die Tschechen ihre Existenz nach der Münchener Entscheidung nur dem „internationalen Geist" verdanken, der gegenwärtig so heftig bekämpft werde. Auch das Freimaurerwesen, das sich um die nationale Wiedergeburt der Tschechen so „große Verdienste" erworben habe, werde heute in undankbarer Weise bekämpft. Fast die ganze Revue ist dem „wirtschaftlichen und industriellen Aufstieg" der Sowjet-Union und Berichten über die Organisation und „Stärke

der Rotarmee" gewidmet. Es fehlt auch nicht an den alten Verdächtigungen Deutschlands, das „für den Krieg" arbeite. So wird in einem Artikel erklärt, daß in Deutschland etwa drei Viertel der gesamten Industrie mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigt seien. Die finanzielle Situation Italiens wird als „noch bedenklicher" bezeichnet und lediglich die Vereinigten Staaten, wo die „Popularität Roosevelts dank seiner Verdienste um die Stärkung der Weltdemokratie im Wachsen sei", seien wirtschaftlich in einer günstigeren Lage. Ein Herr Georges Friedmann versucht ferner die Haltung der Moskauer Regierung während der Septemberkrise zu rechtfertigen.

Dem Gedanken der „Versöhnung mit dem Judentum" dient ebenso die „Křesťanská Revue", wie die gleichfalls in Prag erscheinende und von einem Dr. Linhart herausgegebene Revue „Nová cesta", die zu ihren Mitarbeitern auch Otto Bauer aus den Reihen der ehemaligen österreichischen Sozialisten zählt. Diese Zeitschrift veröffentlicht einen Aufruf der „Schweizerischen religiös-sozialen Vereinigung" an die Tschecho-Slowaken, in dem es heißt, daß die Münchener Entscheidung ein Verbrechen wider jedes menschliche und göttliche Recht sei, daß zum Himmel schreie und die schwersten Folgen nach sich ziehen werde. Es ging hier um einen gutdurchdachten Angriff einer Macht, die Europa und womöglich die ganze Welt, beherrschen wolle und der die Tschecho-Slowakei wegen ihrer wirklichen Demokratie im Wege stand.

Die Monatsschrift der Unitarier „Cesty a cíle" veröffentlicht ein Gedicht von Josef Sládek, der wahrscheinlich den Ruhm des tschechischen Revanche-Dichters anstrebt. In Prosa umgemünzt, heißt es da ungefähr: „Nein, das ist nicht das Ende; und wenn dies hundertmal aus dem Munde des Siegers klingt — nur ein Tageskampf hat mit einer Niederlage geendet. Denn es kommt die Zeit, da die Männer wieder auferstehen werden. Es genügt, wenn einer den Glauben hochhält, die grauen Massen erwachen bereits." Das Blatt zitiert eine amerikanische Zeitschrift, in der es heißt, in der Tschecho-Slowakei gebe es keinen Frieden. In zahlreichen Richtungen sei der heutige Zustand ärger als ein Krieg.

Die „Nová Svoboda" veröffentlicht in der Folge vom 16. Feber ein Gedicht, in dem es heißt: „Ihr seid die Eiche(!) und wir der Keil, Ihr aus Holz und wir aus Stahl. Wenn uns auch noch so Euere Kraft bedrängt und Euer Rost sich in uns einfrist, einst wird den faulen Baum ein Sturm fällen und der harte Keil ihn zerspalten." Die Folge Nr. 5 der gleichen Zeitschrift vom 23. Feber setzt die letzte Karte auf die sowjetrussische Kriegsflotte. In geheimnisvollem Tone wird hier von den umfassenden Vorbereitungen der sowjetrussischen Flotte gesprochen, die von der Moskauer Regierung selbst streng geheim gehalten werden. Aber man wisse, daß die sowjetrussische Flotte einst die stärkste Seestreitmacht der Welt und ein entscheidender Faktor sein werde . . ."

+

Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß die durch diese Propaganda im alten Geist im Lande erzeugte Atmosphäre auch die Einstellung der Tschechen zu den Deutschen, Slowaken und Karpato-Ukrainer bedeutend beeinflußte. Dazu kommt noch die Tatsache, daß sich die Tschechen auch nicht damit abfinden wollten, daß sie nun vor allem mit den Slowaken und Karpato-Ukrainern die Herrschaft im Lande teilen sollten. Die Slowaken gingen nach dem Silleiner Abkommen mit Ungestüm an den Ausbau ihrer Autonomie. Sie verwandten ihre ganze Kraft und Energie für die Festigung ihrer neubegründeten Staatlichkeit. Die Preßburger Regierung wurde durch den Ausgang der Wahlen zum slowakischen Landtag dem gesetzgeberischen Befugnisse zuerkannt worden waren, nur noch mehr ermuntert, in der eingeschlagenen Bahn fortzufahren. In der gleichen Weise arbeiteten die Karpato-Ukrainer.

Die politische Tätigkeit der Tschechen dagegen bewegte sich in ganz anderen Bahnen. Bei ihnen zeigten sich keine Ansätze zum Ausbau einer eigenen tschechischen autonomen Verwaltung, sie hatten weder eine eigene tschechische Regierung gebildet, noch Wahlen in einen Prager Landtag durchgeführt. Sie ließen ihre eigenvölkischen Geschäfte durch die Prager Zentralbehörden ausführen. Sie waren vielmehr darauf bedacht, die Kompetenzen der tschechoslowakischen Zentralregierung auszubauen und ihre

Vorherrschaft darin zu sichern. Dadurch aber verschärften sich die Gegensätze zwischen den zentralistischen und föderalistischen Kräften im Staate, die allmählich zum offenen Konflikt führten, als die Prager Regierung zunächst unter fadenscheinigen Vorwänden in die autonome Verwaltung der Karpato-Ukraine eingriff, ukrainische Minister ihres Amtes enthob und den tschechischen Divisionsgeneral Prchala nach Chust entsandte, in dessen Hände eigentlich die ganze Regierungsgewalt gelegt worden war.

Die Spannungen zwischen Prag und Preßburg wurden zum offenen Konflikt bei den Verhandlungen über die künftige Finanzgestaltung. Nach langem Widerstand hatten sich die Tschechen mit der Bildung eines slowakischen Finanzministeriums einverstanden erklärt. Aber dieses Zugeständnis erwies sich bei näherer Betrachtung doch sehr bald als ein Erfolg der Prager Routiniers. Wohl wurde den Slowaken eine gewisse Finanzhoheit eingeräumt, aber die Frage der Staatsschulden wurde in diesem Zusammenhang nicht geregelt. Nun bedeutete aber gerade diese Frage eine Existenzfrage der beiden Völker. Die Slowaken hatten eingewilligt, daß die Staatsverschuldung durch die Prager Zentralregierung erledigt werden müsse. Und sie stimmten daher zu, daß die indirekten Steuern des Landes an die Prager Zentralregierung abgeführt werden müssen. Nun stellte sich bald heraus, daß der Ertrag der den Slowaken verbliebenen Steuern nicht einmal zur Deckung der laufenden Erfordernisse, geschweige zur Durchführung eines großen Investitionsprogrammes ausreichten. Die Slowaken waren also auch finanziell den Tschechen ausgeliefert, die die neugeschaffene finanzielle Abhängigkeit dazu benützten, ihren Einfluß auf die Slowakei zu verstärken. Die finanzielle Lage der Slowaken ist vielleicht am besten dadurch charakterisiert, daß sie sich um die Auflegung einer Anleihe von 500 Millionen Kronen zur Deckung der dringendsten Investitionsarbeiten bemühten, während ihr Einlagenstand nur 5,8 Millionen erreicht. Auf dieser Basis konnten sie ihre geplanten Aufbauarbeiten nicht durchführen um so weniger, als seit den Oktobertagen jüdisches und tschechisches Kapital aus der Slowakei nach Prag abgeflossen war. Die Slowaken fühlten sich nun von den Tschechen stark hineingelegt und leisteten den Prager zentralistischen Bestrebungen verschärften Widerstand. Die Prager Regierungskreise aber hofften, diesen Widerstand mit dem gleichen Erfolg brechen zu können wie in der Karpato-Ukraine. Das war ihr großer Irrtum. Die zentrifugalen slowakischen Kräfte erwiesen sich doch stärker als die Prager Zentralgewalt, die auch durch den Einsatz militärischer Mittel nicht mehr überwunden werden konnten, um so mehr als die Slowaken nunmehr den Schutz des Reiches erbaten.

Unter dem Druck der Ereignisse der Märztage trat der tschechische Staatspräsident Dr. Hacha seine geschichtliche Reise nach Berlin an. Am 15. März um 3.55 Uhr wurde nun vom Führer und dem Reichsaußenminister v. Ribbentrop einerseits und dem tschechischen Staatspräsidenten Hacha und Außenminister Chvalkovsky andererseits ein Abkommen unterzeichnet, in dem es heißt, daß der tschechoslowakische Staatspräsident erklärt, daß er um dem Ziele der Sicherung und Ruhe und Ordnung und Frieden in Mitteleuropa zu dienen und um eine endgültige Befriedung zu erreichen, „das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschluß Ausdruck gegeben, daß er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehme und ihm einer seiner Eigenart gemäße autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewähren werde". Am Tage vorher hatte der slowakische Landtag die Unabhängigkeit des slowakischen Staates ausgerufen. Noch am 15. März in den Abendstunden ging auf der alten Prager Königsburg die Führerstandarte hoch, nachdem Adolf Hitler an der Spitze seiner Truppen seinen Einzug in Prag gehalten hat. Nach einem dramatischen Ablauf der Ereignisse ist die Tschechoslowakei von der europäischen Landkarte verschwunden. Ein weiteres Unrecht von Versailles ist ausgelöscht. Die historischen Länder Böhmen und Mähren sind unter das Protektorat des Reiches getreten und damit in eine tausendjährige Gemeinschaft wieder zurückgekehrt.

+

Das tschechische Volk hat diese Ereignisse in seinen weitesten Teilen für den Augenblick wenigstens als unabänderlich hingenommen. Es knüpft seine Hoffnungen an die Entwick-

Kulm, Marienkirche: Apostel

lung der Zukunft. Es wird Sache der tschechischen Volksführung sein, daß sich diese Hoffnungen in den Bahnen der unabänderlichen Gegebenheiten bewegen, die mit jenen in der Richtung übereinstimmen, die zur Zeit der Przemysliden, Luxemburger und Habsburger zu einem kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg des tschechischen Volkes geführt haben. Der tschechische Staatspräsident Dr. Hacha, in dessen Händen das Schicksal des tschechischen Volkes in einer ernsten Stunde seiner Geschichte gelegen hat, hat einem sudetendeutschen Journalisten auf der Prager Burg kurze Zeit nach Errichtung des Protektorats eine Unterredung gewährt, über deren Inhalt und Ablauf der folgende Bericht vorliegt:

„Der Erlaß des Reichskanzlers über das künftige verfassungsrechtliche Statut unseres Landes gilt uns als Staatsgrundgesetz. Davon müssen wir ausgehen ...“ Präsident Dr. Hacha begleitet diese Worte mit der akzentuierenden Handbewegung des Juristen. „Die Rechtsgrundlage für mein Handeln ist mit diesem Erlaß gegeben. Ich habe gestern die Nationalversammlung aufgelöst. Nach der alten Verfassung müßten binnen sechzig Tagen Neuwahlen erfolgen, aber diese Neuwahlen können nicht durchgeführt werden, da sich ja durch Abtrennung großer Gebiete vom ehemaligen Staatsganzen die Basis der alten Wahlordnung entscheidend geändert hat.“

Einige Sekunden lang liegt Schweigen im Raum. Durch die Fenster leuchtet das Patina einer Barockkuppel. Im Dunst des Mittags gebreitet liegt tief unter dem Hradschin Prag. Im Gesicht des Präsidenten ziehen sich auf die Frage nach der kommenden Regierung die Brauen zusammen. Die klugen Augen blicken nachdenklich. „Die neue Regierung wird von mir im Einvernehmen mit dem Reichsprotektor ernannt werden. Ich kann also die alte Regierung nicht entlassen, ehe der Reichsprotektor da ist. Wir haben keine Nationalversammlung. Da die Regierung aber im Volke verankert sein muß, ist eine Institution geschaffen worden, die die Verbindung mit den breiten Massen herstellen soll. In ihr sind alle Schichten der Bevölkerung vertreten. Man könnte sie in deutscher Übersetzung „Ausschuß der Volksgemeinschaft“ nennen.“

„Die 50 Mitglieder sind von mir autoritativ ernannt worden, junge Kräfte, Landwirte, Arbeiter, Ingenieure, Vertreter des Adels, Tschechen, die nicht mit einer politischen Vergangenheit belastet sind. Ich habe mir das Recht vorbehalten, die Zusammensetzung des Ausschusses jederzeit ändern zu können. Aus diesen 50 Männern werde ich schon morgen abend einen engeren Führerausschuß auswählen.“

Dr. Hachas Stimme wird eindringlich, auf der Stirn graben sich die Furchen noch tiefer ein, die scharfgeschnittenen Züge erstarren. „Über das Schicksal des tschechischen Volkes ist schon in München entschieden worden. An dem Absturz sind wir zum größten Teil selbst schuld. Man hat eine falsche Nationalitätenpolitik getrieben, sowohl den Sudetendeutschen wie den Slowaken gegenüber. Die Nadelstichtaktik säte Unfrieden. Ich empfand es früher schon als unklug und kurzsichtig, beispielsweise in rein deutschen Ortschaften einen Platz „Masaryk-Platz“ zu nennen. Wir haben niemals einen ernsteren Versuch unternommen, mit Deutschland zu einem freundschaftlichen Verhältnis zu kommen. Und so nahmen die Ereignisse ihren Lauf ...“

Der mächtige Kopf im weißen Haar stützt sich schwer auf die Hände, in der Stimme vibriert ein dunkler Ton. „Ich stand an der Schwelle, wollte nach den langen arbeitsreichen Dienstjahren als Verwaltungsrichter in den Ruhestand treten, wollte Ruhe haben, wollte Verschiedenes schreiben, verwaltungsrechtliche Probleme erörtern ... Jetzt bleiben alle diese Pläne liegen. Ich habe niemals einer politischen Partei angehört, niemals einer Freimaurerloge, und ich habe mich niemals in Ämter gedrängt. Im Oktober zögerte ich lange, mich wählen zu lassen. Ich gab meine Zustimmung erst, als man an mein Pflichtgefühl appellierte, und auch jetzt sehe ich meine Aufgabe nur als vorübergehend an.“

Der Präsident verstummt. Auf die Stirne haben sich Schatten gelagert. Ich erinnere an das große geschichtliche Verdienst, das sich Dr. Hacha um das tschechische Volk, um die friedliche Lösung eines ungeheuer schwierigen Problems erwarb. Ein müdes Lächeln spielt um die schmalen Lippen. „Ich weiß, daß mich viele Tschechen nicht verstehen, vielleicht verurteilen. Aber es gab nur einen einzigen Weg, wenn das Land nicht ins Unglück gestürzt werden sollte. Ich besitze das Vertrauen Adolf Hitlers. Ich bin nicht gewillt, mich an diesem Vertrauen zu versündi-

gen, und an meiner guten Absicht darf niemand zweifeln!" Die dramatischen Märztage steigen in der Erinnerung auf. Der Präsident schildert ihren Ablauf und ihre Vorgeschichte. „Man hatte mir Verfassungsbruch vorgeworfen. Der Staat drohte zu zerfallen. Tiso und Durcansky fuhren nach Berlin."

„Da fuhr ich auch. Ein großes Unglück konnte verhütet werden. Von Berlin aus erteilte ich telephonisch den Befehl, den deutschen Truppen, die den Schutz des Landes übernehmen sollten, keinen Widerstand entgegenzusetzen. Ich glaube, viele Menschenleben gerettet und nutzloses Blutvergießen verhindert zu haben."

Der Präsident spricht mit ernster Stimme weiter: „Es wird nun von uns Tschechen abhängen, wie die Zukunft aussieht. Es hätte auch anders kommen können. Niemand konnte Deutschland hindern, unseren Staat einfach anzuschließen. Es ist nicht dazu gekommen. Mit der friedlichen Lösung des Problems durch die Errichtung des Protektorats des Deutsches Reiches über unser Land ist uns Tschechen die Möglichkeit geblieben, unser nationales Leben zu leben, unsere kulturelle Eigenart beizubehalten und zu entwickeln."

Die Zukunft wird zeigen, ob sich das tschechische Volk der hier bekundeten Einsicht anschließt . . . rer —

Du mußt wissen . . .

. . . daß alle Städte Böhmens und Mährens bis auf eine einzige Ausnahme rein deutsche Gründungen sind und alle den regelmäßigen Grundriß der ostdeutschen Kolonialstädte haben, und daß für die gesamte industrielle und gewerbliche Tätigkeit in Böhmen und Mähren die deutsche Bevölkerung bahnbrechend und führend war.

+

. . . daß noch nach der Befreiung des Sudetenlandes etwa 400 000 Deutsche im Staatsgebiet der ehemaligen Tschecho-Slowakei, und zwar in den geschlossenen Sprachinseln von Brünn, Iglau, Olmütz, Wischau verblieben, die nun nach der endgültigen Bereinigung der tschechischen Staatskrise mit Ausnahme der 15 000 Deutschen in der Karpato-Ukraine ebenfalls Reichsangehörige geworden sind. Die jetzt zu Reichsbürgern gewordenen Deutschen in Böhmen und Mähren leben seit sieben oder acht Jahrhunderten in diesem Lande und waren die Träger des deutschen Rechts und der deutschen Kultur.

+

. . . daß auch die 150 000 Deutschen in der Slowakei, darunter unsere 40 000 Volksgenossen in der Zips, die vor 700 Jahren aus Flandern, aus ost- und süddeutschen Gauen in das Karpatenland wanderten und heute in 22 Städten und Dörfern um Kesmark und Leutschau eine kulturell hochstehende deutsche Gemeinschaft bilden, jetzt dadurch, daß sich die Slowakei unter deutschen Schutz gestellt hat, in engste Berührung mit dem Reich gekommen sind. In der deutschen Sprachinsel Kremnitz-Deutsch-Proben in der Slowakei leben weitere 40 000 Deutsche, die im 13. Jahrhundert die ersten Siedlungen zur Pflege des Bergbaues gründeten und es im Mittelalter zu hoher Blüte brachten. In der slowakischen Hauptstadt Preßburg, die um das Jahr 1000 ebenfalls als eine deutsche Gründung entstand, bilden die Deutschen mit 48 000 Volksgenossen die wichtigste Volksgruppe.

. . . daß die Gesamteinwohnerzahl des Raumes, der das bisherige Deutsche Reich und die Länder Böhmen, Mähren, Slowakei umfaßt, ungefähr 86 Millionen Menschen beträgt, wovon über 78 Millionen deutschen Blutes und Angehörige des Reiches sind.

+

. . . daß deutsche Soldaten nunmehr für den Schutz eines Raumes sorgen, der durch Böhmen (32 440 qkm), Mähren (16 920 qkm) und die Slowakei (38 460 qkm) auf den Umfang von 675 000 Quadratkilometer erweitert worden ist.

+

. . . daß das Gebiet, das die deutsche Wehrmacht seit 1933 als deutsche Gaue befreit bzw. als autonome Länder unter ihren Schutz genommen hat, fast das Dreifache der Fläche umfassen, die das Reich durch Versailles einst verlor.

+

. . . daß für das Deutsche Reich durch die Eingliederung Böhmens und Mährens als Protektorat eine große Zahl wertvoller Bodenschätze und Rohstoffe gewonnen worden sind. Die Steinkohlenförderung ergibt jährlich eine Summe von 10 bis 12 Millionen Tonnen, die unergründlichen Braunkohlenlager in Südmähren, in denen bis jetzt jährlich zwei bis drei Millionen Tonnen Braunkohlen gefördert wurden. In diesem Zusammenhang sind auch die Wasserkräfte zu erwähnen, die bis zu einer Leistung von 1 Milliarde Pferdestärken ausgebaut werden können.

+

. . . daß der wichtigste Gewinn aber in den starken Erzvorkommen des heutigen Protektorats besteht. Die Eisenlager in der Gegend von Beraun, die, viele andere Bodenschätze, noch nicht völlig erschlossen sein dürften, förderten bisher jährlich 500 000 Tonnen Erze. Bei Pribrane werden außerdem jährlich 100 000 Tonnen Blei und Silber, im Moldautal und bei Smolstely und Libaun erhebliche Goldmengen gewonnen.

+

. . . daß die Einbeziehung Böhmens und Mährens in das Reutsche Reich auch für die Ernährungsgrundlage von wesentlicher Bedeutung ist. Die jährlich 15 Millionen Doppelzentner Weizen und 60 Millionen Doppelzentner Zuckerrüben werden eine wertvolle Ergänzung der Reichsbestände bilden. Die 4,6 Milliarden Hektar Wald liefern jährlich insgesamt 12 Milliarden Kubikmeter Nutzholz.

+

. . . daß also die Deutschen im böhmischen und mährischen Raum, die nun heimgekehrt sind ins Reich, treue, durch Kampf und kulturelle Pionierarbeit bewährte Volksgenossen sind, die dem Deutschen Reich nicht nur wirtschaftliche Werte erschließen, sondern vor allem die deutsche Volkskraft stärken und bereichern.

Zur Beachtung! Zur Beachtung!

Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten"

erfolgt

für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Danzig und Polen)

durch die **Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten"**
Berlin W 8, Unter den Linden 47

Deutsche Märchen – Deutsche Welt

Zeugnisse nordischer Weltanschauung im deutschen Märchen

Von Prof. Dr. Karl von Spieß und Dr. Edmund Mudrak

1. Auflage

Über 500 Seiten, auf feinstem holzfreien Papiere in edlen Handsatzlettern der Mainzer Fraktur gedruckt / Ganzleinenband etwa RM. 8,50

Das Buch wird im April 1939 ausgegeben

Der Altmeister deutscher Volkskundeforschung, Karl von Spieß, erschließt in einer Gemeinschaftsarbeit mit Edmund Mudrak, der durch seine Bücher über „Märchen und Sage" und „Die Deutsche Heldensage" bekannt geworden ist, zum ersten Male die Grundlagen unserer völkischen Kultur aus der Überlieferungswelt des deutschen Märchenschatzes.

Die Herausgeber haben die schönsten deutschen Märchen wie auf einer Perlenschnur aneinandergereiht, nach Stoffgruppen eingeteilt und die Erklärungen und Deutungen sinngemäß zu Zwischentexten zusammengefaßt. So ist ein einzigartiges Haus- und Lesebuch für deutsche Menschen entstanden, aus dem die Zeugnisse nordischer Weltanschauung in ihrer Ursprünglichkeit und Klarheit uns entgegenleuchten als herrlicher Beweis der Kulturhöhe unserer Ahnen. — Mit vollem Rechte kann diese Märchensammlung eines der kostbarsten und wichtigsten Bücher überhaupt genannt werden. Ein Schatz der Nation, der den kommenden Generationen Vermächtnis und unerschöpfliche Fundgrube sein wird.

Die Deutsche Heldensage

Von Dr. Edmund Mudrak

Inhalt: Einführung / Ermanerich / Dietrich von Bern / Der Heldenkreis um Dietrich von Bern / Wieland / Die Sagen von den Nibelungen / Walther Starkhand / Kudrun, Wolfdietrich und Hugdietrich, Ortnit

Lexikon-Oktav 354 Seiten. Auf holzfreiem Papiere in edlen Handsatztypen gedruckt und in Ganzleinen gebunden. Der Ganzleinenband ist mit der Prägung „Siegfrieds Kampf mit dem Drachen" nach der alten Schnitzerei in der Kirche zu Hyllestad geschmückt / RM. 12,50

Uraltes Vermächtnis der nordischen Überlieferungswelt hat der Verfasser von allen Schlacken befreit und den Fortbestand wirklich volkseigener Überlieferung in unserem Saggute klar und eindeutig bewiesen. Als hätte sich eine verborgene Tür geöffnet, so blicken wir durch dieses Buch in die Vorstellungswelt unserer Ahnen und sind von dem reichen Überlieferungsgute, das vor uns ausgebreitet wird, überrascht.

Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung
Berlin NW 40

Danziger Wirtschaftszeitung

Informationsorgan für alle Gebiete der osteuropäischen Wirtschaft mit den ständigen Beilagen: „Die Fachgruppe" und „Danziger Juristenzeitung". Erscheint halbmonatlich.

Herausgeber: Industrie- und Handelskammer zu Danzig
Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig

Dr. OETKER'S
ERZEUGNISSE

HABEN SEIT JAHRZEHNTEN WELTRUF!
VERLANGEN SIE STETS AUSDRÜCKLICH
Dr. OETKER'S ERZEUGNISSE

Vertreter: Gerhard Neckritz, Danzig, Am Winterplatz 14, Telefon Nr. 21236

Der Danziger Vorposten

+

Die maßgebende Tageszeitung
für die Probleme Osteuropas

+

Probenummern kostenlos

„Der Deutsche im Osten", Jahrg. 1 (Heft 1–12) enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe

Rob. Hohlbaum:
Österreich

Dr. Karl Viererbl:
Bayrisches Grenzland

H. Chr. Kaergel:
Schlesien — Grenzhüter der deutschen Kultur

Univ.-Professor Dr. Heinz Kindermann:
Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart

Prof. Dr. W. Recke:
Der deutsche Zusammenbruch in Warschau am 11. Nov. 1918

Reichsamtsleiter W. Daitz:
Deutschland und der Ostseeraum

Dr. Niels von Holst:
Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst

Dr. Karl Hans Fuchs:
Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit

Gottfried Rothacker:
Boyerheim — Böhmen — Sudetenland

Novellen
von H. Fr. Blunck, Paul Brock, H. Chr. Kaergel, Joseph Handl, Heinrich Stieghorst, Herbert von Hoerner, Kurt Kuberzig, Ernst Leibl u. a.

Gedichte
von Agnes Miegel, Gottfried Rothacker, Martin Damß, Herybert Menzel, Paul Niekrawietz, Erich Post, Thilo v. Trotha, Peter Barth, Kilian Koll

Fortlaufende Lageberichte über das Deutschtum im Osten

Ständige Bildaufsatz-Reihe: „Städte im Osten"

Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter

Die Zeitschrift „Der Deutsche im Osten" gibt in den bisher erschienenen 12 Heften des Jahrgangs 1938/39 einen vollständigen Überblick über den Ablauf der tschechischen Frage! Die Hefte 1—12 werden auf Wunsch nachgeliefert!

DER DEUTSCHE IM OSTEN

Jahrgang 2 | April 1939 | Heft 2

Inhaltsverzeichnis

Karl Hans Fuchs:	Adolf Hitler und der Osten. — Zum 50. Geburtstag des Führers am 20. April 1939	3
Wolfgang Federau:	Gott haucht ihn an . . ., Gedicht	8
Richard Frick:	Memelwillkür — Memelfreiheit. Der Leidensweg der Memeldeutschen und ihre Befreiung	9
Franz Lüdtke:	Erfüllung, Gedicht	14
Kurt Vorbach:	Böhmen und das Reich. Geschichtsentwicklung und räumlicher Zusammenhang	15
Hermann Sudermann:	An die Österreicher, Gedicht	25
Erich Maschke:	Hermann von Salza und der deutsche Ostraum 1239/1939. Zum 700. Todestage des Hochmeisters	26
Franz Lüdtke:	Bartholomäus Blume, Bürgermeister von Marienburg, Ballade	32
Franz Lüdtke:	Der Hochmeister stirbt, Skizze	33
Karl-Heinz Fenske:	Das Judentum in Osteuropa. Ein wissenschaftlicher Beitrag zur Erkenntnis des Judenproblems	36
Alfred Hein:	Osterlohe, Erzählung	50
Kurt Kuberzig:	Spruch für mein Haus, Gedicht	52
Franz Lüdtke:	Selbstdarstellung („Dichter des Ostens")	53
Ernst Frieböse:	Der Glückskahn, Gedicht	58
Paul Abramowsky:	Kulm („Städte im Osten" 9. Folge)	59
Volk und Raum im Osten		62

Polen und die Machtstärkung Großdeutschlands (Ass.) — Das Ende der Tschechoslowakei (— rer.) — Du mußt wissen, daß . . .

Anzeigenteil 76

Die Bildvorlagen sind von:

Presse-Illustrationen Heinrich Hoffmann, Seite 1, 4, 6, 17; Foto Sönnke, Danzig 5, 7, 11; Karl-Heinz Fenske, Bromberg 39, 41, 45, 49; BehringOranienburg 53; Stadtmuseum, Danzig, Kunstdrucktafel I; Dr. Niels von Holst, Kunstdruck II; Eigenes Archiv, Kunstdrucktafel III; Stoedtner, Berlin, Kunstdrucktafel IV und V.

Das Titelbild auf Seite 1 zeigt den Führer während seiner Rede auf der Befreiungsfeier vor der Wiener Hofburg (Photo Heinrich Hoffmann).

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Paul Abramowsky, Danzig, Senat, Abt. Werbung; Wolfgang Federau, Schriftsteller, Danzig; Karl-Heinz Fenske, Schriftleiter, Bromberg; Ernst Frieböse, Schriftsteller, Danzig; Richard Frick, Schriftleiter, Danzig; Alfred Hein, Schriftsteller, Berlin; Kurt Kuberzig, Schriftsteller, Tilsit; Dr. Franz Lüdtke, Schriftsteller, Oranienburg; Universitätsprofessor Dr. Erich Maschke, Jena; Kurt Vorbach, Schriftsteller, Berlin.

Herausgeber: Wilhelm Zarske und Dr. Karl Hans Fuchs-Danzig, unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kasemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland (ohne Polen): Berliner Geschäftsstelle des Danziger Vorposten, Berlin W 8, Unter den Linden 47, für die Freie Stadt Danzig und Polen: „Danziger Vorposten-Buchhandlung", Danzig, Langgasse 13.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Vorstädtischer Graben 40 erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Preis des Einzelheftes: RM. 1,50 (DG. 1,50)

Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).

Wolf Herrmann
Inh.: WALTHER SCHOENBERG
Berlin-Charlottenburg 4, Leibnizstraße 60
Gegründet 1877. Telefon: C 2, Charlottenburg 1848—51
Telegr.-Adr.: Forstbetrieb

Schwellen, Masten und Stangen, Schnittmaterial

Danzigs Spezialgeschäfte

Eugen Wegner
UHREN GOLDWAREN
Gr. Wollwebergasse 22|23, Adolf-Hitler-Str. 71

August Momber G.m.b.H.
Teppiche — Gardinen — Möbelstoffe
Langgasse Nr. 20-21 Fil. Kohlengasse

Rosenthal
PORZELLAN Zeughauspassage

Danzigs Gaststätten und Hotels

MARTIN LAUTENBACHER
Jopengasse Nr. 3 Telefon Nr. 28064
VORNEHME WEINGASTSTÄTTE
von internationalem Ruf

Hotel Danziger Hof
das führende Danziger Hotel

Alt-Danziger Spezialitäten

Stobbes Machandel
seit 1776 das Danziger Nationalgetränk

Deutschlands edelster Schmuck
BERNSTEIN SBM
der Staatlichen Bernstein-Manufaktur

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
GDAŃSK
CN1331

Zoppot, *das Weltbad an der Ostsee, erwartet Sie zur Saison 1939*

+

Groß-Veranstaltungen im Juli und August:

Schwimmfest *Pferderennen* *Windhundrennen*
Segelregatten *Tennis- und Tanzturniere*

—

RICHARD-WAGNER-WALDFESTSPIELE
20., 23., 25., 27. und 30. Juli: „Ring des Nibelungen"
3., 6. und 8. August: „Tannhäuser"

—

WÄHREND DER SAISON TÄGLICH KONZERTE
der 50 Mann starken Kurkapelle

—

NEUZEITLICHES WARMBAD
Medizinische Bäder, Massagen, Inhalatorium, Moorbäder aus eigenen Lagern

—

Anträge auf REISEKREDITBRIEFE rechtzeitig stellen!
Hotelgutscheine durch MER-Büros

—

Auskunft:
BERLIN: Danziger Reise- und Verkehrsbüro, Unter den Linden 47; Zoppot-Kiosk, Kurfürstendamm, Ecke Uhlandstraße
ZOPPOT: Kur- und Badeverwaltung

—

INTERNATIONALES SPIELKASINO

Das ganze Jahr geöffnet! ROULETTE, BACCARA! Spielgewinne ausfuhrfrei!

Neu! Jeton-Gutscheine bis zu 300 RM. (= ca. 600 Danziger Gulden) je Person und Monat in Verbindung mit Reisekreditbriefen und Hotelgutscheinen durch: Danziger Reise- und Verkehrsbüro, Berlin, und Reisebüro Meyhoefer, Königsberg Pr., Steindamm 127